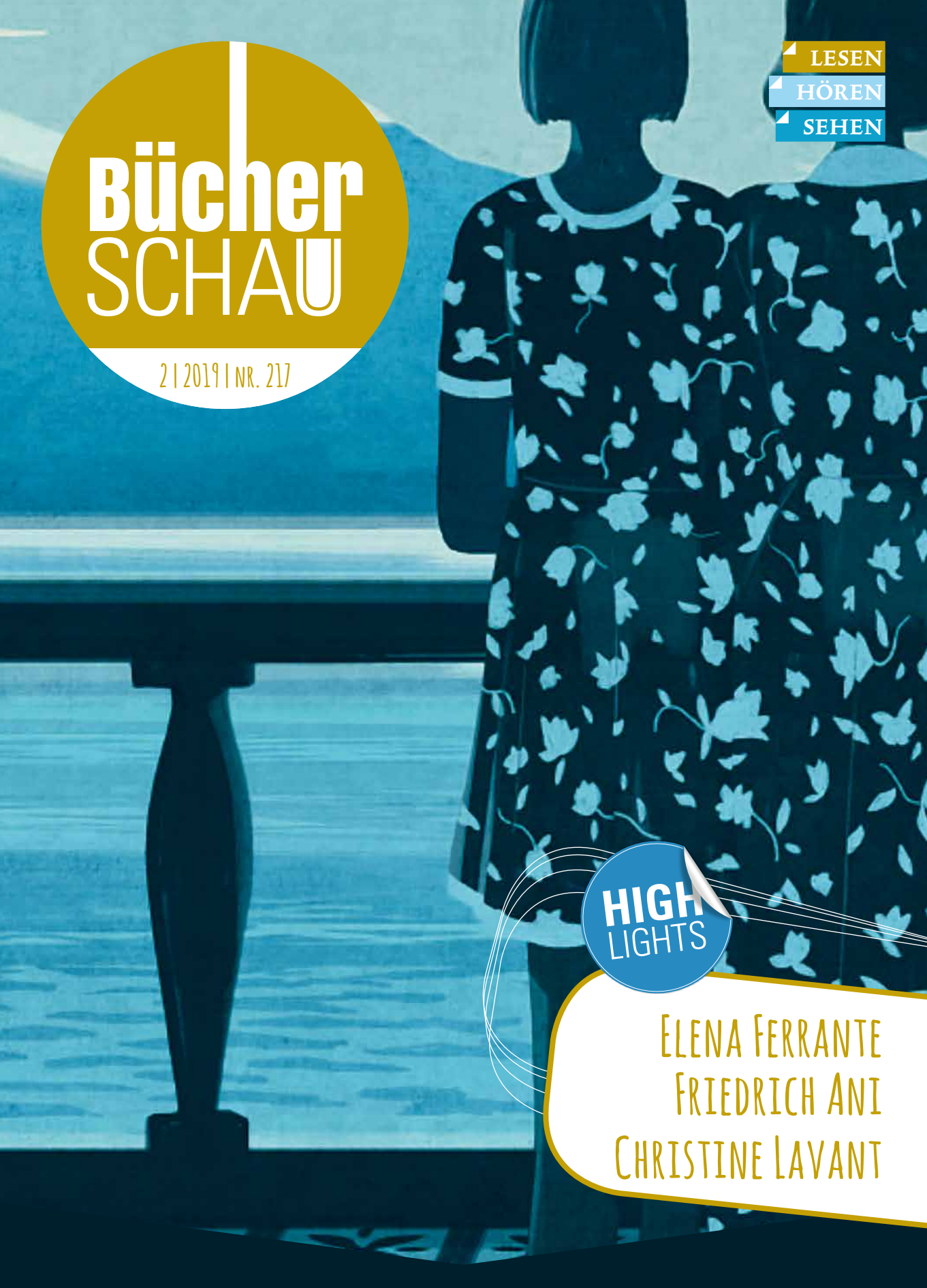
Bücher SCHAU

2 | 2019 | NR. 217

LESEN
HÖREN
SEHEN



HIGH LIGHTS

Elena Ferrante
Friedrich Ani
Christine Lavant

BücherSCHAU

Lesen

Hören

Sehen

www.buecherschau.at

BÜCHERSCHAU217 ▶ 2/19
JUNI 2019
ZEITSCHRIFT FÜR
BETRIEBS UND GEWERK-
SCHAFTSBIBLIOTHEKEN

DAS VERSCHWINDEN DER GENIALEN AUTORIN 8
Brigitte Winter über Elena Ferrante

ICH SCHREIBE ÜBER MENSCHEN, DIE ALLEIN IN IHREN ZIMMERN SIND 18
Karin Berndl über Friedrich Ani

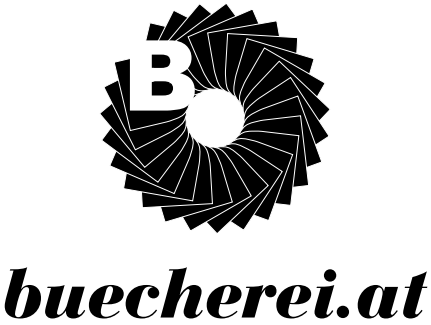
ICH BIN HALT EIN KURIOSUM 32
Robert Leiner über Christine Lavant

EIN AUTOR AUF WANDERSCHAFT 40
Simon Berger über Joseph Roth

REZENSIONEN **53**
Romane, Erzählungen, Gedichte 54
Biografien, Briefe, Tagebücher 85
Geschichte, Kulturgeschichte 89
Politik, Gesellschaft, Wirtschaft 93
Geisteswissenschaften 96
Kunst, Film, Musik 100
Reise 101
Lebensgestaltung 103

FLASCHENPOST **106**
Thomas Ballhausen über Andreas Kieners „Odysseus"

REZENSIONEN **115**
Hörbuch 116
Film 118
Bestellschein/Register 120



IMPRESSUM

Herausgeber: Österreichischer Gewerkschaftsbund, 1020 Wien, Johann-Böhm-Platz 1, Büchereiservice.
Medieninhaber: Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes GmbH, 1020 Wien, Johann-Böhm-Platz 1, www.oegbverlag.at.
Hersteller: Verlag des ÖGB GmbH. Verlagsort: Wien. Herstellungsort: Wien.

Für unverlangt eingesendete Manuskripte und Fotos keine Gewähr. Nachdrucke, auch auszugsweise, nur mit Zustimmung der Redaktion und mit Quellenangabe. Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen.
Administration: Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes GmbH. – Büchereiservice, 1010 Wien, Rathausstraße 21, EMail: buecherei@oegbverlag.at.

Redaktion: Georg Pichler, 1010 Wien, Rathausstraße 21,
Telefon +431405 49 98134, Fax +431405 49 98137, EMail: georg.pichler@oegbverlag.at
Art Director: Reinhard Schön
Grafik: Nicola Skalé
Satz: GP Büchereiservice
ATU-Nr. 5559 1005
02Z031788M

Vom Büchereiservice betreute Büchereien/Bibliotheken als Inhaber des Bücherei-Serviceschecks erhalten ein Exemplar der Bücherschau gratis. Für alle anderen Bezieher der Bücherschau gelten folgende Verkaufspreise (inkl. Versand und 10% MWSt.):
Einzelheft € 6, Jahresabo € 15
Das Jahresabonnement wird per Jahreswechsel automatisch verlängert, wenn es nicht bis drei Monate vor Jahresende gekündigt wurde.
Konto: BAWAG 01010255305 (BLZ 14000) ZVRNr. 576439352

BUNDESKANZLERAMT ÖSTERREICH

KULTUR

Die redaktionelle Arbeit an der Bücherschau wird gefördert durch das Bundeskanzleramt/Kultur
Covermotiv: Elena Ferrante „Meine geniale Freundin" (Suhrkamp Verlag)

LIEBE LESERiNNEN!

Elena Ferrante war in den letzten Jahren mit ihren vier neapolitanischen Romanen eine der erfolgreichsten europäischen Autorinnen. Zugleich ist sie das wohl berühmteste Pseudonym der literarischen Welt. Einem italienischen Journalisten, Claudio Gatti, gelang es offenbar herauszufinden, wer hinter dem Autorennamen Elena Ferrante steckt. Von dieser spannenden Recherche berichtet auf den nächsten Seiten Brigitte Winter, die uns jedoch nicht nur die Bücher der berühmten Tetralogie „Meine geniale Freundin", sondern auch die anderen Romane Elena Ferrantes, die in der Folge auf Deutsch erschienen sind, vorstellt. Dem als Krimiautor erfolgreichen deutschen Autor mit syrischen Wurzeln Friedrich Ani widmet anschließend Karin Berndl ein umfangreiches Porträt. Seine Texte schwingen „voller Melancholie und Traurigkeit und haben in ihrer Lebensklugheit gleichzeitig etwas Tröstliches und Lebensbejahendes wie es sie nur selten in der gegenwärtigen Literaturlandschaft gibt" (so Karin Berndl). Entdecken Sie einen Autor, der sich gerne all den üblichen Schubladisierungen verweigert.

„Ich bin halt ein Kuriosum u. meine geistige Situation liegt außerhalb jeder Norm, und ist so schwer begreiflich, daß ich selbst nur mittels Mystik oder Humor manchmal einen blitzartigen Überblick bekomme", schrieb hellsichtig die dunkle, große Dichterin Christine Lavant. Ihr hat der Wallstein Verlag (mit finanzieller Unterstützung des Unternehmers Hans Schmid, der schon in jungen Jahren ein begeisterter Leser ihrer Gedichte war) eine wunderschöne vierbändige Werkausgabe gewidmet – Grund genug für Robert Leiner, dem Geheimnis Christine Lavant nachzuspüren bzw. nachzulesen.

Anlässlich der 80. Wiederkehr seines Todestags porträtiert anschließend Simon Berger einen österreichischen Schriftsteller, wie man ihn sich zerrissener nicht vorstellen kann. Joseph Roth war, so meinte er selbst, „ein Ostjude auf der Suche nach Heimat", der sein kurzes Leben (er starb im Alter von 44 Jahren) zwischen Starjournalismus und Alkohol, Flucht und der Suche nach Stetigkeit zubrachte. Lesen Sie in dieser Ausgabe ein Porträt dieses großen Autors.

Und lesen Sie auch Thomas Ballhausens kenntnisreichen Text zu Andreas Kieners Comic „Odysseus", der nicht den trickreichen Odysseus ins Zentrum seiner Darstellung rückt, sondern den Bericht des Schreibers Retes und seines Dieners. Ballhausen stellt in seinem poetisch-verspielten, geistreichen Essay nicht nur Andreas Kieners Zugänge dar, sondern reflektiert auch über eine Poetologie des Comics.

Eine schöne Zeit des Lesens wünscht

DAS VERSCHWINDEN DER GENIALEN AUTORIN

Brigitte Winter über das berühmteste Pseudonym der literarischen Welt, die Schriftstellerin Elena Ferrante

Der italienische Journalist Claudio Gatti, aus seiner Sicht die vielen Spekulationen über die Verfasserin des vierteiligen Romanzyklus „L'amica geniale" („Meine geniale Freundin"), über ihr Schreiben und über ihre Identität, oder wie er es nennt: ihre „Pseudonymität", beendet. Es gibt seit 1992, seitdem Elena Ferrante ihr erstes Buch in Italien veröffentlicht hat, keine Bilder von ihr, und man weiß nichts über sie. Nach ausgiebigen Recherchen glaubte Claudio Gatti nun die wahre Identität der Schriftstellerin zu enthüllen – und tat dies zeitgleich in der „Süddeutschen Zeitung", der „New York Times Review of Books" und Medien in Italien und Frankreich. Danach sei sie nicht die Tochter einer neapolitanischen Schneiderin, als die Elena Ferrante sich in ihrem 2003 in Italien erschienenen Buch „La frantumaglia" bezeichnet. Erstmals zugänglich gewordene Dokumente weisen angeblich auf Anita Raja hin, eine 1953 geborene, in Rom lebende Übersetzerin, deren deutsche Mutter vor dem Holocaust nach Italien geflohen war und später einen städtischen Angestellten aus Neapel geheiratet hatte. Die ihrerseits mit dem neapolitanischen Schriftsteller Domenico Starnone verheiratete Anita Raja unterhält seit Jahrzehnten eine enge berufliche Beziehung zum italienischen Verlag Edizioni e/o, in dem Elena Ferrantes Bücher erscheinen: Jahrelang übersetzte sie für das Haus deutsche Literatur, und sie leitete die „Collana degli Azzurri", einen kurzlebigen Imprint der Edizioni e/o, in dem nach Auskunft der Presseabteilung des Unternehmens nur „drei oder vier Bücher italienischer Autoren" erschienen sind, darunter aber 1992 „L'amore molesto", der Debütroman von Elena Ferrante, der 1994 als „Lästige Liebe" auch ins Deutsche übersetzt wurde (und 2018 auch bei Suhrkamp erschien).

Heute ist Anita Raja nach Darstellung der Presseabteilung nur als freie Übersetzerin für die Edizioni e/o tätig und „keinesfalls" dort angestellt, so Gatti weiter: „Aber die Tätigkeit als Übersetzerin kann nicht verantwortlich sein für ihre außerordentlichen Honorarsteigerungen im Verlauf der letzten Jahre. Sie ist offensichtlich die Hauptnutznießerin der durch Elena Ferrantes Erfolg gestiegenen Einkünfte des Verlags. Öffentlich zugängliche Grundbücher zeigen, dass

sich Anita Raja im Jahr 2000, als das erste Buch von Elena Ferrante in Italien erfolgreich verfilmt worden war, eine Sieben-Zimmer-Wohnung in einer teuren Gegend von Rom und im Folgejahr ein Landhaus in der Toskana gekauft hat. Aber der richtige kommerzielle Erfolg von Ferrantes Büchern begann erst 2014, als die Romane des Zyklus „Meine geniale Freundin“ zu Bestsellern auf dem englischsprachigen Markt wurden. Im Juni 2016 kaufte Domenico Starnone eine Wohnung in Rom, die weniger als anderthalb Kilometer von der 2000 erworbenen entfernt liegt, die unter dem Namen seiner Frau eingetragen ist. Es handelt sich bei der jüngst gekauften um eine Elf-Zimmer-Wohnung von 230 Quadratmetern im obersten Geschoss eines eleganten Vorkriegsgebäudes in einer der schönsten Straßen von Rom; der Schätzwert des Wohnung beträgt zwischen 1,1 und 1,8 Millionen Euro. Ein italienischer Steueranwalt erklärt, dass die Tatsache, dass die Wohnung unter dem Namen des Ehemanns registriert wurde, nicht bedeutet, dass er sie auch mit eigenem Geld gekauft habe. Vielmehr bedeutete es für das Ehepaar signifikante Steuervorteile. In Italien pflegen verheiratete Paare, denen zwei Wohnungen gehören, diese unter sich aufzuteilen, weil der erste Immobilienbesitz deutlich niedriger besteuert wird als der zweite.

Eine noch eindeutigere Sprache sprechen, so Gatti weiter, die Geschäfts- und Einkommenszahlen des Verlags und von Anita Raja in den Jahren, seit Ferrantes Bücher international erfolgreich wurden. Der Jahresertrag 2014 von Edizioni e/o betrug 3087314 Euro, eine 65-prozentige Steigerung gegenüber dem Vorjahr. 2015 stieg er dann noch mal um ungefähr 150 Prozent und erreichte 7615203 Euro. Dieselbe Entwicklung kann man den Überweisungen der Edizioni e/o an Anita Raja ablesen, deren Höhe Gatti dank einer internen Quelle erfahren hat. Im Jahr 2014 stiegen diese Zahlungen um fast 50 Prozent an, und 2015 wuchsen sie im Vergleich zum Vorjahr um mehr als 150 Prozent, wodurch der siebenfache Betrag erreicht wurde, den Raja 2010 vom Verlag erhalten hatte, als sich der kommerzielle Erfolg ihrer Bücher noch auf Italien beschränkte.

Ihre Arbeit als Übersetzerin, eine bekanntermaßen schlecht bezahlte Tätigkeit, kann, so Claudio Gatti, für diese steile Einkommensentwicklung schwerlich verantwortlich sein. Die ihm zugänglich gemachten Unterlagen weisen nach, dass niemand sonst im Verlag, nicht dessen Eigentümer, Angestellte, Autoren oder sonstige Beiträger, ein vergleichbares Einkommen oder eine ähnliche Steigerung des Einkommens seitens der Edizioni e/o erzielt hat. Dagegen entsprechen die Einkünfte von Anita Raja in diesen Jah-

ren ziemlich genau den Tantiemen, die mit den Ferrante-Büchern eingespielt worden sein müssen.

Keine der bislang vorgebrachten Vermutungen über die Identität von Elena Ferrante konnte mit konkreten Beweisen untermauert werden. Die vorgestellten ökonomischen Daten weisen laut Claudio Gatti dagegen direkt auf Anita Raja hin, der jedoch einräumt, dass immer noch die Möglichkeit besteht, dass es dabei eine Zusammenarbeit mit ihrem Ehemann Domenico Starnone gegeben hat.

Seit nunmehr 27 Jahren ist es Anita Raja offenbar gelungen, sich hinter dem Pseudonym Elena Ferrante zu verbergen. In ihrem dritten, noch vor der „Freundin"-Tetralogie erschienenen Buch „Frantumaglia. Mein geschriebenes Leben" („La frantumaglia", 2003), Ferrantes bislang einzigem nichtfiktionalen Werk, enthüllte sie, dass sie drei Schwestern habe und ihre Mutter eine neapolitanische Schneiderin gewesen sei, die sich gern „in ihrem Dialekt" ausgedrückt habe. Ferrante will in Neapel gelebt haben, bis sie „weggelaufen" sei, weil sie woanders Arbeit gefunden habe. Diese Informationen waren wohl dazu gedacht, den Hunger der Fans nach persönlichen Lebensumständen zu stillen. Allerdings passen diese Details nicht zum Leben von Anita Raja. Deren Mutter war keine Schneiderin, sondern eine Lehrerin, und kam auch nicht aus Neapel. Sie wurde in Worms geboren, als Tochter einer aus Polen eingewanderten jüdischen Familie. Die Mutter sprach Italienisch mit starkem deutschen Akzent. Anita Raja hat keine Schwestern, nur einen jüngeren Bruder, und obwohl sie in Neapel geboren wurde, lebt sie seit ihrem dritten Lebensjahr, als die Familie dorthin umzog, in Rom.

In „La frantumaglia" warnte Elena Ferrante ihre Leser, dass sie über sich nicht die Wahrheit sagen werde. Sie schreibt: „Ich habe nichts gegen Lügen, ich finde sie fürs Leben nützlich, und ab und an bediene ich mich ihrer, um mich vor der Außenwelt zu schützen." Und sie ergänzt: „1964 hat Italo Calvino einem Literaturwissenschaftler, der persönliche Auskünfte von ihm wollte, geschrieben: ‚Fragen Sie mich, was Sie wollen, und ich werde antworten. Aber ich werde nie die Wahrheit sagen. Dessen können Sie sicher sein.' Ich habe diese Haltung immer geschätzt und zumindest teilweise auch zu meiner eigenen gemacht." Mit der Ankündigung, dass sie gelegentlich lügen werde, hat sie Kritiker und Journalisten geradezu herausgefordert, nach ihrer wahren Identität zu suchen. Vielleicht hat sie Claudio Gatti ja auch gefunden. Doch wenden wir uns ihren Büchern zu, die ja das Interesse der Öffentlichkeit nach der Identität der Autorin erst geweckt haben.

„Lästige Liebe“ („L’amore molesto“) erschien im italienischen Original bereits 1992, und es heute zu lesen ist insofern reizvoll, als dieses Debüt bereits zahlreiche Motive und Themen erkennen lässt, die von der Autorin in ihrer späteren Tetralogie ausgeformt werden. Nicht nur ist „Lästige Liebe“ ebenfalls in Neapel angesiedelt und es geht im Kern um häusliche Gewalt. Vor allem steht auch hier schon eine weibliche Beziehung im Mittelpunkt, allerdings keine horizontale wie in der Saga, sondern eine vertikale Verbindung, nämlich die zwischen einer Tochter und ihrer Mutter. Und auch das Verschwinden nimmt wie später im Romanvierteiler bereits in diesem ersten literarischen Zeugnis Elena Ferrantes eine zentrale Rolle ein.

Die Comiczeichnerin Delia erwartet den Besuch ihrer Mutter in Rom und ist zunächst nicht sehr beunruhigt, als diese nicht auftaucht. Trotz ihrer Spannungen sehen die beiden sich regelmäßig, manchmal nimmt die Mutter einfach nur einen späteren Zug. Diesmal aber kommt Amalia nicht an, stattdessen erhält die Tochter mehrere beunruhigende Anrufe, in denen ihr die Mutter zunehmend verworrene Geschichten erzählt, dass sie nicht sprechen könne, da ein Mann bei ihr sei und dass sie verfolgt werde. Am nächsten Tag wird ihr Leichnam an den Strand von Spaccavento gespült.

Es entfaltet sich im Folgenden ein Psychodrama mit den unheilvollen Dynamiken einer dysfunktionalen Familie. Als Delia zur Beerdigung in die alte Heimatstadt Neapel fährt (was alte Wunden wieder aufreißt, die nur vermeintlich verheilt waren), macht sie sich daran, herauszufinden, was ihrer Mutter in den Stunden vor ihrem Tod widerfahren ist. Wer war der Mann, der angeblich bei ihr war, und was hat es mit der ominösen Unterwäsche zu tun, die sie in einem Koffer findet? Delias Recherche führt tief in die

Familiengeschichte. So begegnet sie ihrem einst gewalttätigen Vater, einem Maler, den sie, nachdem sich die Eltern früh getrennt hatten, jahrelang nicht gesehen hat. Wie eine Detektivin folgt sie den Mustern und Zeichen, doch je mehr sie forscht, umso unheimlicher ist, was zutage tritt, bis die junge Frau in eine Albtraumwelt abdriftet, die so nahtlos in das Geschehen eingewebt ist, dass der Leser stellenweise nicht mehr weiß, was real ist und was halluziniert.

Caserta, der mit Delias Vater nach dem Krieg Geschäfte machte, wird bald zur Schlüsselfigur nicht nur für die jüngsten Ereignisse, sondern für die gesamte Geschichte, und dass Delia mit seinem Namen Gefühle wie Schwindel und Atemnot verbindet, führt schließlich zum verdrängten Knoten. In diesen allerdings ist sie selbst aufs Unheilvollste verstrickt. Ferrantes Erzählbogen zeigt

auch hier die neapolitanische Welt mikroskopisch genau, und man kann diesen Roman sowohl als Psychothriller lesen, sowie auch als Gesellschaftsroman, denn es gibt drastische Szenen über Misshandlung. Vor allem aber ist dieses Debüt über ein packendes Mutter-Tochter-Drama in einer Art assoziativer Wildheit geschrieben, und nicht in einer auch sprachlichen Wohlgeordnetheit für eine verstörend unaufgeräumte Welt wie die spätere Saga.

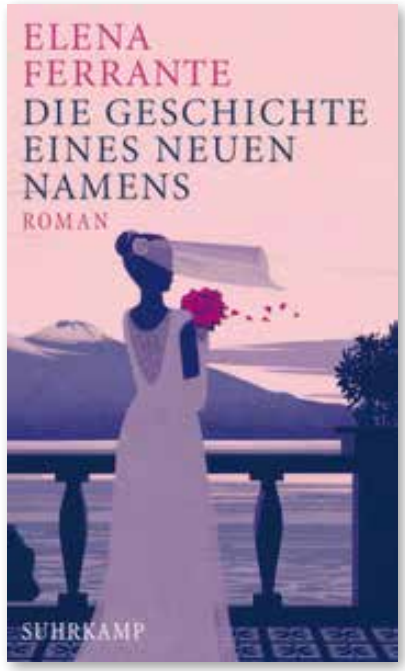
In ihrem zweiten Roman „Tage des Verlassenwerdens“ („I giorni dell’abbandono“, 2002) erzählt sie, was in einer Frau vorgeht, die von einem auf den andern Tag vor den Trümmern ihrer Ehe steht. Olga hat sich immer für ausgeglichen, stark und selbstbewusst gehalten. Sie ist achtunddreißig und verheiratet, hat zwei Kinder, eine schöne Wohnung in Turin und ein Leben, das durchaus solide auf familiären Gewissheiten und kleinen Ritualen ruht. Seit fünfzehn Jahren führt sie eine glückliche Ehe – zumindest denkt sie das. Bis ein einziger Satz alles zerstört. Der Mann, mit dem sie hoffte, alt zu werden, ihr geliebter Mario, will plötzlich nichts mehr von ihr wissen, er hat eine Andere, eine zwanzig Jahre Jüngere. Alleingelassen mit den Kindern und dem Hund fällt Olga in einen dunklen Abgrund, dessen Existenz sie vorher nicht einmal hat erahnen können. Eine gleichsam ganz alltägliche Geschichte, die Ferrante als wortgewaltige Tragödie erzählt – wie es ist, bei glasklarem Verstand in den Wahnsinn abzurutschen.

„Die Frau im Dunkeln“ („La figlia oscura“, 2006), ihr nächster Roman, beginnt mit einem Unfall. Leda, Universitätsprofessorin, Mutter zweier erwachsener Töchter, knapp 50, geschieden, aus armen Verhältnissen in Neapel stammend, kommt mit dem Auto von der Straße ab. Im Krankenhaus beruhigt man sie, dass nichts Gröberes passiert sei. Doch da ist eine Stichwunde unterhalb der Rippen. Mit dem Satz „Die Dinge, die wir selbst nicht verstehen, sind am schwierigsten zu erzählen, endet das erste Kapitel. Wie es zu dieser Verletzung gekommen ist, davon handelt der Roman.

Leda verbringt den Sommer allein an einem Strand und beobachtet eine neapolitanische Großfamilie, insbesondere eine junge Frau, deren kleine Tochter immer ihre Puppe dabei hat. Leda, die Ich-Erzählerin, hat nach außen hin alles erreicht, aber kommt von ihrer eigenen Familiengeschichte nicht los und zweifelt als Mutter ständig an sich. Sie erinnert darin stark an Elena Greco (in der folgenden berühmten Roman-Tetralogie), die in ihrer Ambivalenz und unangenehmen Offenheit mit sich und der Welt niemals eine banale Identifikation zulässt, sondern immer zu Reflexion und Distanz zwingt. Es

ist ein großartiger Roman über ein differenziertes Frauenleben, dem seine Spannung und Verdichtung sehr gut tut.

Seit August 2016 erschien dann die deutsche Übersetzung, besorgt durch Karin Krieger , des ersten Bandes der Tetralogie mit „Meine geniale Freundin“, gefolgt von „Die Geschichte eines neuen Namens“ und „Die Geschichte der getrennten Wege“ 2017, und abschließend 2018 „Die Geschichte des verlorenen Kindes“. Im italienischen Original trägt die gesamte Tetralogie den gleichen Titel wie der erste Band, im englischsprachigen Raum läuft sie unter „Neapolitan Novels“ („Neapolitanische Romane“), und für die deutschsprachige Ausgabe scheint sich „Neapolitanische Saga“ durchzusetzen. Die Bezeichnung „Saga“ ist freilich nicht unumstritten. Ferrantes Kommentar dazu: „Ich habe keine Saga geschrieben“.



In „Meine geniale Freundin“ („L’amica geniale“, 2011) ist es das Mädchen Lila, das von dem Wunsch besessen ist, zu verschwinden. Jahrzehnte später wird sie genau das schließlich auch tun – was für Lenù überhaupt erst zum Anlass wird, die Geschichte ihrer Freundin von den Anfängen im patriarchalen und mafiös durchsetzten Arbeiterviertel Rione zu ergründen. Indem Lenù die Vergangenheit befragt, will sie Aufschluss über die Gegenwart erhalten.

Sie könnten nämlich unterschiedlicher kaum sein und sind doch unzertrennlich, Lila und Elena, schon als junge Mädchen beste Freundinnen. Und sie werden es ihr ganzes Leben lang bleiben, über sechs Jahrzehnte hinweg, bis die eine spurlos verschwindet und die andere auf alles Gemeinsame zurückblickt, um hinter das Rätsel dieses Verschwindens zu kommen.

Im Neapel der fünfziger Jahre wachsen sie auf, in einem armen, überbordenden, volkstümlichen Viertel, derbes Fluchen auf den Straßen, Familien, die sich seit Generationen befehden, das Silvesterfeuerwerk artet in eine Schießerei aus. Hier gehen sie in die Schule, die unangepasste, draufgängerische Schustertochter Lila und die schüchterne, beflissene Elena, Tochter eines Pförtners, beide darum wetteifernd, besser zu sein als die andere. Bis Lilas Vater seine noch junge Tochter zwingt, dauerhaft in der Schusterei mitzuarbeiten, und Elena mit dem bohrenden Verdacht zurückbleibt, eine Gelegenheit zu nutzen, die eigentlich ihrer Freundin zugestanden hätte.

Ihre Wege trennen sich, die eine geht fort und studiert und wird Schriftstellerin, die andere wird Neapel nie verlassen, und trotzdem bleiben Elena und Lila sich nahe, sie begleiten einander durch erste Liebesaffären, Ehen, die Erfahrung von Mutterschaft, durch Jahre der Arbeit und Episoden politi-

scher Bewusstwerdung. Zwei eigensinnige, unnachgiebige Frauen, die sich nicht zuletzt gegen die Zumutungen einer brutalen, von Männern beherrschten Welt behaupten müssen. Sie bleiben einander nahe, aber es ist stets eine zwiespältige Nähe: aus Befremden und Zuneigung, aus Rivalität und Innigkeit, aus Missgunst und etwas, das größer und stiller ist als Lieben. Liegt hier das Geheimnis von Lilas Verschwinden?

Im zweiten Band von Ferrantes mediterraner Erinnerungsreise „Die Geschichte eines neuen Namens“ („Storia del nuovo cognome“, 2012) sind Lila und Elena sechzehn Jahre alt, und sie sind verzweifelt. Lila hat noch am Tage ihrer Hochzeit erfahren, dass ihr Mann sie hintergeht (er macht Geschäfte mit den allseits verhassten Solara-Brüdern, den lokalen Camorristi). Für Lila, arm geboren und durch die Ehe schlagartig zu Geld und Ansehen gekommen, brechen leidvolle Zeiten an. Elena hingegen verliebt sich Hals über Kopf in einen jungen Studenten, doch der scheint nur mit ihren Gefühlen zu spielen. Sie ist eine regelrechte Vorzeigeschülerin geworden, muss aber feststellen, dass das, was sie sich mühsam erarbeitet hat, in ihrer neapolitanischen Welt kaum etwas gilt. Trotz all dieser Widrigkeiten beharren Lila und Elena immer weiter darauf, ihr Leben selbst zu bestimmen, auch wenn der Preis, den sie dafür zahlen müssen, bisweilen brutal ist. Woran die beiden jungen Frauen sich festhalten, ist ihre Freundschaft. Aber können sie einander wirklich vertrauen? Es ist ein Roman über das Erwachsenwerden im Italien der 50er und 60er Jahre. Auch fesselt Elena Ferrante einen mit ihrem facettenreichen und kraftvollen Stil. Sie versetzt den Leser in die Lage der beiden Teenagerinnen, in ihrem Ringen mit den Herausforderungen des Alltags. Gebannt verfolgt man die spannende Geschichte zweier junger Mädchen auf dem Weg, sich im täglichen Chaos selbst zu finden.

Auch der dritte Band der Tetralogie „Die Geschichte der getrennten Wege“ („Storia di chi fugge e di chi resta“, 2013) ist den ersten Bänden an plastischer Erzählkraft nicht im Geringsten unterlegen. Tatsächlich vertieft sich die soziale Distanz zwischen den Kindheitsfreundinnen Lila und Elena, die sich in den Vorgängerromanen ankündigte. Das um Lila und Elena, beide Milieugeschöpfe eines ärmlichen, von der Camorra und Männergewalt beherrschten Vorstadtviertels Neapels, beide bildungshungrig, herum installierte Romanensemble zählt nicht weniger als neun Familien.

Es ist ein großes episches Spektakel, inszeniert vor dem Panorama der italienischen Nachkriegsgeschichte. Die politischen Tumulte der siebziger Jahre greifen stark in die Handlung des dritten Bandes und in das

Leben von Lila und Elena ein. Nach wie vor aber liegt der eigentliche Sinn der Erzählung in der biografischen Asymmetrie der Mädchen, die mittlerweile zu dreißigjährigen Frauen herangewachsen sind. Während sich Elena mit fanatischem Fleiß zum Universitätsstudium in Pisa hochgekämpft hat, gab die genialischere und verwegenere Schustertochter Lila der Verlockung des Wohlstands nach. Mit sechzehn heiratet sie den Sohn eines Lebensmittel- und Schwarzhändlers, der sie schon auf der Hochzeitsreise grün und blau schlägt. Elena steigt ins Bildungsbürgertum auf, Lila sinkt ins Proletariat ab. Sie trennt sich von ihrem Mann, bekommt von einem anderen ein Kind und schindet sich in einer neapolitanischen Wurstfabrik.

Lila, Elena und viele ihrer Freunde stehen den Kommunisten nahe: Lila engagiert sich in der Wurstfabrik für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen, Elena schreibt Artikel in der Parteizeitung „L'Unità", andere arbeiten für Gewerkschaft und Partei, die Extremisten gehen in den Untergrund. Die Solaras hingegen unterstützen seit jeher die Faschisten und können auf die Sympathien des Rione, Elenas Viertel, zählen: „Die Verbindung zur Vergangenheit war nie wirklich abgerissen, der Rione liebte die Faschisten mit großer Mehrheit und verhätschelte sie, und sie tauchten in ihrer schwarzen Masse überall dort auf, wo eine Schlägerei in der Luft lag." Die Kommunisten in der Wurstfabrik lassen sie verdreschen, der Maurer Pasquale und andere Genossen schlagen zurück. Am Ende gibt es Tote. Franco, Elenas Ex-Freund aus Pisa-Zeiten, wird verkrüppelt. Es ist daher überraschend, dass sich die Freundinnen (Lila mehr, Elena weniger freiwillig) ins Fahrwasser der mittlerweile äußerst wohlhabenden Solara-Familie ziehen lassen, die halb Neapel kontrolliert. Die politischen Ereignisse gehören zum Spannendsten, was Teil drei zu bieten hat.

„Die Geschichte des verlorenen Kindes" („Storia della bambina perduta", 2014), der abschließende Band der Tetralogie, enthält neben der titelgebenden Erzählung auch „Die Geschichte vom bösen Blut", vereint also (wie der erste Teil) zwei Lebensetappen in einem Buch: „Reife" und „Alter". Beginnend in den Endsiebzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts, erstrecken sie sich über mehr als drei Jahrzehnte. Rund die Hälfte davon wohnen Elena Greco und Raffaela (Lila) Cerullo so nah beieinander wie nie zuvor und sind außerdem verbunden durch die Geburt zweier Mädchen, die sie mit knapp 40 fast zeitgleich zur Welt bringen.

Nach der Montpellier-Reise mit Nino ist Elena fest entschlossen, Pietro für ihn zu verlassen. Zugleich versucht sie sich als Schriftstellerin zu etablieren. Ihr Leben wird dadurch

spannender, aber auch unsteter; darunter leidet die Beziehung zu ihren Töchtern, die zeitweise bei ihren Schwiegereltern in Genua aufwachsen. Erst nach drei Jahren gelingt es Elena, sich von Pietro einvernehmlich zu trennen. Noch bevor sie nach Neapel zurückkehrt, um Nino näher zu sein, warnt Lila sie eindringlich vor seiner Unzuverlässigkeit: Trotz gegenteiliger Versprechungen habe er den gleichen Schritt wie sie, den Bruch mit seiner Familie, keineswegs vollzogen.

Doch nicht einmal Ninos Geständnis, dass er dies auch nicht vorhabe und zudem bald wieder Vater werde, schreckt Elena ab. Resignierend beschließt sie, ihn zu akzeptieren, wie er ist. Gemeinsam mit ihren Töchtern bezieht sie eine von Nino finanzierte Wohnung in Vomero, einem der vornehmeren Viertel Neapels. Bald darauf wird sie schwanger, zeitgleich mit Lila, die ein Kind von Enzo erwartet. Anfang 1981 bringen beide ein Mädchen zur Welt und nennen sie nach ihren Müttern: Nunziatina (Tina) Cerullo und Immacolata (Imma) Greco.

Eines Tages ertappt Elena Nino in flagranti bei einem Seitensprung mit ihrer Haushälterin. Nun glaubt sie auch Lilas Anschuldigungen, er gehe notorisch fremd und habe sogar ihr wieder nachgestellt. Elena trennt sich von ihm. Der Druck, der sie als alleinerziehende Mutter dreier Kinder belastet, wird größer, logistisch wie finanziell. An die Realisierung eines dritten Buches, das sie ihrem Verleger versprochen hat, ist weniger denn je zu denken. Als er drängt, schickt sie ihm kurzerhand ein älteres Manuskript, in der festen Erwartung, es werde abgelehnt. Auch Lilas Angebot, eine freigewordene Wohnung direkt über ihr zu beziehen, nimmt sie, so willkommen es ist, nur zögernd an, bedeutet es doch die Rückkehr an den Ort, den sie für immer hatte verlassen wollen: ihren Rione.

Lila, die von dort nur kurzzeitig und notgedrungen weggegangen war, hat ihn allerdings spürbar verändert. Nach wie vor mit Enzo in der Computerbranche tätig, macht sie der Camorra, personifiziert durch die Solara-Brüder, ernsthaft Konkurrenz und gilt als Hoffnungsträgerin, sorgt sie doch für „saubere“ Jobs statt der Drogengeschäfte, die von den Solaras beherrscht werden und in die unter anderem auch Elenas Brüder verwickelt sind. Über ihre Arbeitszeit verfügt Lila jetzt nach Belieben, wodurch ihr mehr Raum bleibt, sich um die Kinder zu kümmern, nicht zuletzt die Elenas. Deren jüngstes Buch hat unerwartet Erfolg, führt aber auch zu einem Kräftemessen mit fatalen Langzeitfolgen: Zunächst nutzt ein Journalist die kaum verschleierten Informationen des Buches für eine Enthüllungsstory, die die illegalen Machenschaften der Solaras offenlegt, worauf diese mit einer Klage kontern, für die sie mittels Erpressung eine dritte Person vorschieben. Als Michele Solara auch noch Lila tätlich angreift, schlägt sie zurück, indem sie ihrerseits „auspackt“ und alles belastende Material in einem gemeinsam mit Elena verfassten Zeitungsartikel festhält. In der resignierenden Einsicht, damit nichts bewirken zu können, will Elena in letzter Sekunde dessen Veröffentlichung verhindern, doch Lila hat dies bereits veranlasst – unter ihrem, Elenas, renommierteren Namen.

Nicht minder zwiespältig ist Elenas Gefühlslage, wenn sie ihre Töchter in Lilas Obhut gibt. Teils ist sie dankbar und erleichtert, teils gekränkt durch den Autoritätsverlust. Besonders sorgt sie sich um die Entwicklung ihrer Jüngsten, Imma, die mit Lilas Tochter Tina fast schwesterlich aufwächst, aber in jeder Hinsicht „die Zweite“ ist und darunter ebenso zu leiden scheint wie sie selbst Jahrzehnte zuvor. Da die Kleine außerdem von ihren um einiges älteren Halbschwestern

gemobbt wird – sie sei „keine Airota“ –, erhofft sich Elena Besserung dadurch, dass sie ihr den Vater zurückgibt, wenn auch nur als gelegentlichen Besucher. Nino willigt ein. Nach einem kurzen Auftritt in Elenas Wohnung, bei dem er seiner Tochter mehr Aufmerksamkeit schenkt als zuvor üblich, lädt er alle Kinder zu einem kleinen Ausflug ein. Als Elena zu ihnen stößt, sind auch Lila und Enzo zugegen, doch ein Kind fehlt – Tina.

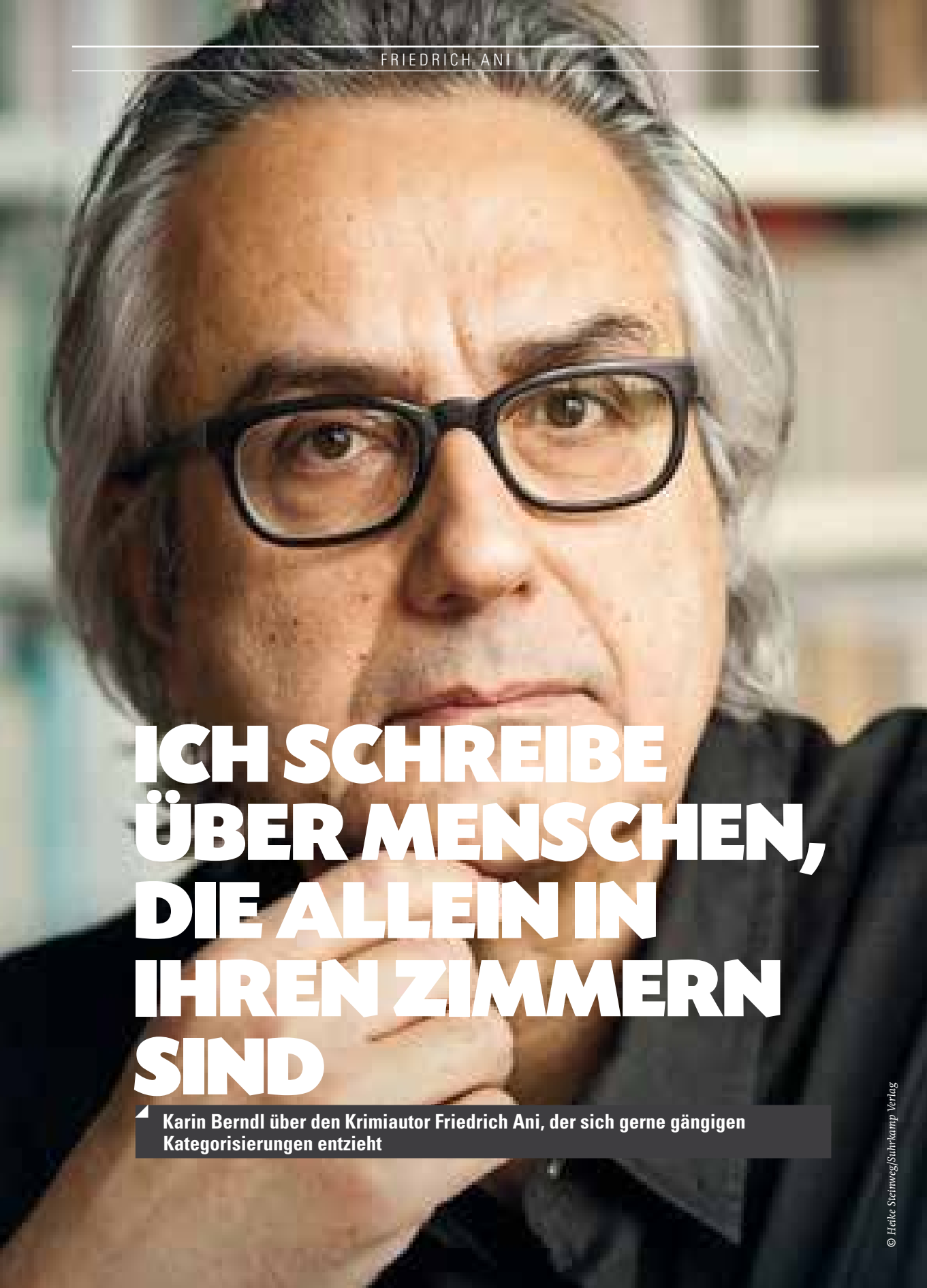
Tinas rätselhaftes Verschwinden am 16. September 1984 bleibt unaufgeklärt. Mancher glaubt an das Gerücht von einem mysteriösen Unfall-LKW, Enzo an ein Kidnapping durch die Solara-Brüder (die zwei Jahre später bei einem Attentat sterben), Lila wiederum an eine Verwechslung – die Entführer hätten es eigentlich auf Elenas Kind abgesehen. Die nie ganz schwindende, aber auch nie sich einlösende Hoffnung auf Tinas Rückkehr lässt Lila in den Folgejahren verbittern und vorzeitig altern. Im Rione wird sie nun eher gemieden und gefürchtet. Ihre Beziehung mit Enzo zerbricht. Tagelang taucht sie ganz ab und entdeckt eine neue Leidenschaft, mit der sie zeitweise auch Imma ansteckt – die Erforschung ihrer Heimatstadt Neapel. Elena versucht den Kontakt mit ihr nicht abreißen zu lassen und ist ansonsten als Schriftstellerin und Mutter voll in Anspruch genommen. Ihre Töchter zieht es zu den Vätern: Imma verklärt Nino, der als Parlamentarier opportunistisch immer mehr nach rechts rückt, zu ihrem Idol; Dede und Elsa folgen mit Studienbeginn Pietro in die USA.

Im Sommer 1995 verlässt Elena Neapel endgültig, um in Turin die Leitung eines kleinen, angesehenen Verlags zu übernehmen. Ein Jahrzehnt später wird sie von dem Posten verdrängt, gerät als Schriftstellerin in eine Sinnkrise und befreit sich daraus mit der Erzählung „Eine Freundschaft“. Von Lila erwartet sie in all den Jahren ein noch viel originelleres Werk, worin sie Neapel mit ihrer verlorenen Tochter Tina verknüpft. Als Elena das vorliegende, nach Lilas Verschwinden begonnene Buch gerade beendet hat, trifft in der Tat ein Päckchen von ihrer lebenslangen Freundin ein: Es enthält die beiden verloren geglaubten Puppen aus ihren gemeinsamen Kindertagen.

Das Verschwinden durchdringt alle Bände der Tetralogie als Versprechen. Der letzte Teil dann führt in die erlösende Auslöschung. Nachdem Lila und Lenù durch eine Kindheit voller Gewalt, in die Schule, die Liebe, den Schmerz, die Ehe und die Arbeitswelt geschickt wurden, lässt die Autorin die beiden im vierten und letzten Band reifen, altern und resignieren.

Die Rahmenhandlung der Tetralogie ist ja so simpel wie spannungsreich: Die Schriftstellerin und Erzählerin des Romans, Elena Greco, genannt Lenù, erfährt Anfang der Nullerjahre vom Verschwinden ihrer Freundin Lila. Um zu verstehen, warum das passiert ist, rekonstruiert sie ihre und Lilas Freundschaft, die sie seit Kindheit prägt und in einem Armenviertel Neapels in den 1950er Jahren begann.

Der vierte Band bildet nun den ernüchternden Abschluss einer Geschichte, die vom Leben und Überleben als Frau, von der Suche nach Identität und Freundschaft handelt. Elena Ferrante verlässt zwar wie in den vorangegangenen Bänden Italien kaum, verwebt die Handlung mit politischen Ereignissen, wie der Ermordung des Christdemokraten Aldo Moro, macht auch die aufkommende Digitalisierung zum Thema, indem sie Lila zur IT-Unternehmerin werden lässt – doch am Ende steht die pure Existenz zweier Frauen auf dem Spiel, die ihr ganzes Leben um ihre Freiheit kämpfen.



ICH SCHREIBE ÜBER MENSCHEN, DIE ALLEIN IN IHREN ZIMMERN SIND

Karin Berndl über den Krimiautor Friedrich Ani, der sich gerne gängigen Kategorisierungen entzieht

© Heike Steinweg/Suhrkamp Verlag

Arthur Schopenhauer hat in seinem Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“ Glück als Abwesenheit von Unglück erklärt. In Friedrich Anis literarischer Welt wird die Frage nach dem Glück erst gar nicht gestellt. Leid, Schmerz, Verlust und Einsamkeit sind schlichtweg Gegebenheiten des Lebens und des literarischen Schaffens Friedrich Anis. Seine Texte schwingen voller Melancholie und Traurigkeit und haben in ihrer Lebensklugheit gleichzeitig etwas Tröstliches und Lebensbejahendes wie es sie nur selten in der gegenwärtigen Literaturlandschaft gibt. Vielen ist Friedrich Ani in erster Linie als erfolgreicher Krimiautor bekannt, denn seit mehr als 20 Jahren veröffentlicht er mit großem Erfolg jedes Jahr ein bis zwei Romane, Drehbücher, Hörspieladaptionen. Er wird nicht ohne Grund als „Star-Autor“ gehandelt und zählt zu den erfolgreichsten Schreibern seiner Zunft im deutschsprachigen Raum. Doch Friedrich Ani entzieht sich gerne den gängigen Kategorisierungen und Erfolg scheint in diesem Schriftsteller-Leben nur eine angenehme Begleiterscheinung zu sein. Aus seiner Biographie wird die drängende Notwendigkeit zu schreiben und zu erzählen deutlich.

„Was dann passierte, sollte niemanden etwas angehen, von meiner prosaischen Warte aus möchte ich jedoch Folgendes zu Protokoll geben: Zwei Fremde zeugten in der Fremde einen Einheimischen, mit Dialekt und Lederhose und einem Talent als Torwart, was mir in einer Gegend, wo die Schlachtfelder unverarbeiteter Aggressionen und unheimlicher Abartigkeiten Bolzplätze heißen, in gewissem Sinn das Überleben sicherte. Auch wenn ich nicht gerade wie ein N …, ein Andershäutiger aussah, glich meine Haut doch stark jener des Syrers meiner Mutter und weniger der ihren“.

Friedrich Ani wurde 1959 in der oberbayerischen Gemeinde Kochel am See geboren. Die Eltern seines Vaters, syrische Bauern, schicken Anis Vater zum Medizinstudium ins Ausland. Doch statt dem Wunschziel Amerika landet er im Alter von 24 Jahren in München. In das Goethe-Institut in Kochel am See fährt der Medizinstudent, um Deutsch zu lernen. Für Ani ist es daher als Kind nicht ungewöhnlich, dass in seiner oberbayerischen Heimatgemeinde mit gut 4000 Einwohnern eine Vielzahl von Afrikanern oder anders dunkelhäutige Menschen leben. Seine Eltern lernen sich beim Sonntagskaffee und Tanz kennen. Seine Mutter zählt zu den Hunderttausenden von vertriebenen Schlesiern, die nach dem Zweiten Weltkrieg in Oberbayern gestrandet sind.

„Heiratete meine Mutter, gab mir seinen Namen, arbeitete in einem Krankenhaus, eröffnete eine Praxis, wurde Landarzt. Inmitten all der Fremden. Und wenn eine Krankheit ihn nicht gezwungen hätte, seine Tätigkeit vorzeitig zu beenden, er hätte bis zum Tod jedem einzelnen Patienten so lange zugehört, bis er erkannte, was ihm fehlte, und wenn es nur das Zuhören war“.

Sein Vater ist meist in München, um sein Studium voranzubringen und kommt nur am Wochenende nach Kochel und so wächst er bei seinen Großeltern in sehr bescheidenen und einfachen Verhältnissen auf. Später fragt sich Ani immer wieder, warum sein Vater geblieben und nicht einfach gegangen ist. Er stirbt 2012, ein Jahr nach Beginn des Bürgerkriegs in Syrien, der ihn laut Ani sehr beschäftigt hat, obwohl er kaum darüber sprach. Über Friedrich Anis Mutter ist nur wenig Information zu finden.

„So einheimisch ich mich gab und auch fühlte – die Buben ringsum wussten genau, wessen Blut in mir floss. Und Blut ist dicker als Kuhfladen. Sie wussten, dass ich nicht

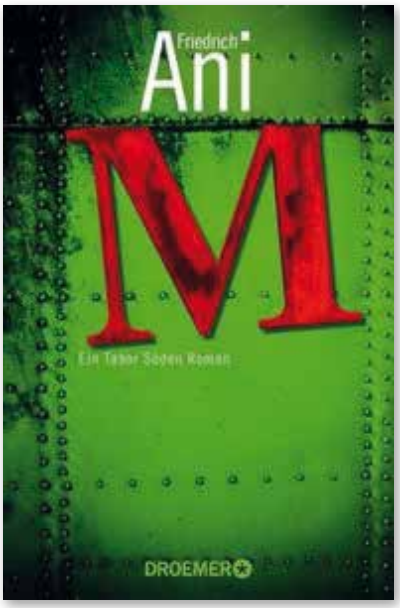
wirklich zu ihnen gehörte, und ich widersprach ihnen nicht. Je älter ich wurde, desto häufiger versiegte mein Dialekt, desto schweigender füllte ich meine Paraderolle als Torhüter aus, und ich fiel vielleicht nur deswegen nicht auf, weil ich mindestens so viel Bier vertrug wie die Söhne ihrer saufenden Väter".

Nicht seine Herkunft und sein Aussehen machen ihn früh zum Außenseiter, sondern vielmehr ist es sein Hang zum stillen und zurückgezogenen Einzelgängertum sowie seine frühe Liebe zur Literatur. Viel Zeit seiner Kindheit und Jugend verbringt er alleine in seinem Zimmer, um zu lesen, wie er in Interviews immer wieder erzählt. Auch beobachtet er immer schon gerne genau und aus einer sicheren Distanz, da es ihm schon früh irritierend und gefährlich schien wie Menschen handeln. Doch aufmerksam zuzuhören und den Menschen ihre Geschichte zu entlocken, diese Gabe, die er seinem Vater zuschreibt, wird sich auch in seinen zentralen literarischen Figuren wiederfinden.

Früh kommt Ani mit den zwei Städten in Berührung: München und Berlin. Mit seiner Mutter besucht er immer wieder deren Schwestern in München und die Stadt begeistert ihn von Beginn an. Mit seiner Großmutter reist er im Alter von fünf Jahren zum ersten Mal nach Ost-Berlin. Die riesigen, breiten und auch leeren Straßen faszinieren ihn auf Anhieb. Mit knapp 18 Jahren ist für ihn klar, dass er nach München gehen wird, wo der bekennende FC Bayern-Fan, wenn er auch seine Mitgliedschaft wegen der Allmachtsphantasien seiner Funktionäre gekündigt hat, heute im Stadtteil Giesing lebt. Er beginnt in einem Heim für schwer erziehbare Jugendliche seinen Zivildienst und erhält über das Fußballspielen Zugang und Einblick in die Lebenswelten der schon früh beschädigten und verletzten Jugendlichen. Diese Erfahrungen haben seinen Blick konzentriert und er hat hier wohl bereits begonnen, ein Sensorium für gesellschaftliche Schräglagen und deren Auswirkungen auf den Einzelnen zu entwickeln.

Schon zur Schulzeit schreibt er kurze Dialoge oder Szenen, die er mit Mitschülern einstudiert und aufführt. Nach dem Zivildienst weiß er, dass er zwar nicht studieren, doch zum Broterwerb weiter schreiben möchte. Er bewirbt sich bei der „Süddeutschen Zeitung" und beim „Münchner Merkur". Seine Reportagen und Lokalberichte aus der Jugendzeit in Kochel kommen gut an und ihm wird schließlich beim „Münchner Merkur" ein Volontariat angeboten. Dort wird er auch die erste und einzige Anstellung seines Lebens haben. Eine Zeit, in der er überwiegend Lokalreportagen schreibt und die Konkurrenz unter den Polizeireportern und Härte des Lokaljournalismus kennen lernt und dabei auch tiefe Einblicke in die Polizeiarbeit erhält, die dem genauen Beobachter ausreichend Stoff und Anregungen für seine Texte liefern.

Friedrich Ani sagt in einem Interview, dass er zum Schreiben nie einen alternativen „Plan B" hatte. Nach seiner Zeit als Lokalreporter bewirbt er sich auf Empfehlung einer Freundin bei der Drehbuchwerkstatt München, wo er unter hunderten Bewerbern 1992 als Stipendiat ausgewählt wird. Er lernt das Handwerkszeug des Drehbuchschreibens von namhaften auch amerikanischen Skriptdoktoren. Mitte der 1990er Jahre schreibt er sein erstes Drehbuch für den Münchner „Tatort", später für „Ein Fall für zwei", „Rosa Roth" oder die weniger bekannte Serie „Faust" mit Heiner Lauterbach sowie für den Hörfunk. Die Liste der von ihm verfassten Skripten für Film, Fernsehen und Rundfunk ist gleichsam unendlich weiterzuführen.



1996 erscheint sein Roman „Das geliebte süße Leben“ (Luchterhand). Hiob im Gewand einer alten Frau, der das Leben nichts geschenkt hat, und die auf einer Brücke Lebensbilanz zieht und nach und nach ihre Katzen und schließlich auch sich selbst von der Brücke stürzt. Es ist der Monolog einer einfachen, gottesfürchtigen Frau, die sich in ihr Schicksal gefügt hat, ihr Leid, ihr Hadern und ihre Entbehrungen mehr oder weniger gut ertragen hat und die sich die größte Freiheit schließlich am Ende selbst nimmt: den Freitod. Es gilt, sich zu verabschieden, „wenn die Lebensgeschichte erzählt ist“.

Für Ani stand schon als sehr junger Mensch fest, „dass der Selbstmord die größtmögliche Form der Freiheit darstellt, indem man sich das Recht nimmt, das Leben, das man sich nicht ausgesucht hat, zu beenden. Ich empfinde eine tiefe Traurigkeit, wenn ich darüber nachdenke, dass Menschen freiwillig aus dem Leben gehen und sich diese Freiheit nehmen. Für die Hinterbliebenen und Freunde ist es ein Schmerz, der bleibt – und dennoch ist es ein Akt der Befreiung. Ich komme nicht von dem Gedanken los, dass wir diesen Drang zum Selbstmord in uns haben. Er ist Teil unseres Wesens. Er lässt uns in dem Moment, in dem wir begreifen, wohin das Leben am Ende führt, sagen: Das kann ich doch selbst in die Hand nehmen“ („Jeder ist allein. Interview mit Tobias Gohlis, „Die Zeit“, 5.11.2015).

Es folgen seine ersten Kriminalromane, die heute unter die Bezeichnung „Regionalkrimis“ fallen würden: In „Killing Giesing“ (Emons, 1996) werden in München gleich drei CSU-Politiker ermordet, ein erster Verdacht führt alsbald zu einer Menschenjagd und den Ermittler Benedikt Schwaiger in Zugzwang. In „Abknallen“ (Emons,1997) verschwinden in München eine Reihe von jungen Frauen. Ein psychopathischer Serienkiller wird hinter den Verbrechen vermutet und als auch noch die Tochter eines Staatssekretärs verschwindet, steigt der Druck auf die Ermittler und ruft auch die Medien auf den Plan, die delikate Familiengeheimnisse und psychische Abgründe der politischen Einflussträger zutage befördern. Es wird hier auch erstmals das Dezernat 11 der Münchner Polizei eingeführt.

Ani schätzt Karl Valentin oder Herbert Achternbusch ebenso wie Georges Simenon oder James Ellroy, den der gewaltsame Tod seiner Mutter zeitlebens nicht mehr losgelassen hat und der in seinen Romanen meist die dunklen und abgründigen Seiten der amerikanischen Gesellschaft sucht. Kolleginnen und Kollegen wie Peter Temple oder Kate Atkinson würden zwar sogenannte Krimis schreiben, aber die Genre-Grenzen schon längst hinter sich gelassen haben und für ihn schlichtweg anspruchsvolle Li-

teratur schreiben. Friedrich Ani kann mit kategorischen Unterscheidungen und Gattungsbezeichnungen nur wenig anfangen.

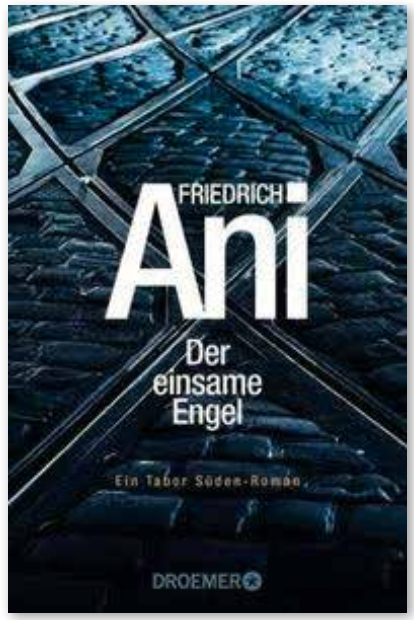
TABOR SÜDEN

„Also hob der Mann den rechten Arm und winkte in die Dunkelheit, und für eine Sekunde hörte das Rascheln auf, und er dachte: Er winkt mir zurück. Und er hatte wieder dieses leichte Brennen in der Brust, das seinen Schmerz linderte, zumindest eine Zeit lang, und dafür war er Asfur dankbar, denn es war dessen Winken, das ihm Linderung brachte, ohne dass er je begreifen würde, wie dies möglich war. Vielleicht wurde er langsam verrückt. Aber er hatte noch Hoffnung, ja, er hatte noch Hoffnung“ („Die Erfindung des Abschieds“, Heyne, 1998). Diese wunderlich anmutende Szene eines nackten Mannes, der auf einem Bein im dunklen Wald steht, ist der erste Auftritt von Anis wohl bekanntester Figur: Tabor Süden. Der Berg Tabor in Israel gilt nach christlicher Überlieferung als Ort der Wandlung Jesu Christi und im Hebräischen bedeutet „Tabbur“ Nabel. So galt auch Jerusalem den Juden und den Christen als Tabbur HaOlam, als „Nabel der Welt“, so wie Tabor Süden Dreh- und Angelpunkt von Anis Schreiben zu sein scheint. Tabor Süden ist das einzige Pseudonym, das Ani je erfunden und verwendet hat, wie er immer betont. Vielleicht auch, um zumindest ein wenig Abstand zwischen sich und seine Figur zu bringen.

Mit „Die Erfindung des Abschieds“ (Heyne, 1998) und der „Schöpfung“ von Tabor Süden beginnt Anis eigentliche schriftstellerische Karriere. „Tabor Süden ist die Figur, deren Schatten ich selbst bin“, wie er in einem Interview sagt. Er ist für ihn schlichtweg eine „magische Figur“, von der aus sich alle anderen Figuren entwickeln. Süden arbeitet bereits im achten Jahr in der Vermisstenstelle des Dezernats 11 in München. Davor hat er gemeinsam mit seinem Kollegen und Freund Martin Heuer Streifendienst in Köln verrichtet, bevor höhere Besoldung und Dienstgrad die beiden in den Süden gelockt haben. Nach dem Vermisstenfall einer jungen Frau, der tödlich ausgegangen ist, hat er Sonderurlaub genommen und sich im Taginger Wald verschanzt. Er zweifelt an seiner Arbeit, er ist müde und hadert mit dem Leben und seinen Aufgaben – doch er hat noch das Entscheidende: Hoffnung.

Tabor Süden hat schon früh seine Mutter verloren und sein Vater verschwindet als er 16 Jahre alt ist. Aus der Suche nach dem verschwundenen Vater erklärt sich ein Stück weit auch Südens spätere Karriere als Vermisstenfahnder bei der Kriminalpolizei. Auch Ani weiß aus seiner Kindheit um die Sehnsucht nach dem abwesenden Vater. Prägend und einschneidend war für ihn jedoch auch der Tod seines Großvaters: „Als mein Großvater starb, und ich hing sehr an ihm, war ich sieben Jahre alt. Ich durfte nicht mit den Erwachsenen trauern. Ich wurde in ein Zimmer gesperrt. Ich war mit meiner Trauer allein. Um diese Erfahrung, denke ich manchmal, kreist mein ganzes Schreiben“ („Jeder ist allein. Interview mit Tobias Gohlis. „Die Zeit“, 5.11.2015). Doch gründet sein Interesse für „das Verschwinden“ auch aus der eigenen frühen Phantasie und Sehnsucht, einfach abzutauchen und zu verschwinden, denn wer verschwindet, wird in der Suche erst sichtbar.

In Tabor Südens erstem Fall verschwindet ein 9-jähriger Junge. Nach dem Tod des Großvaters ist Raphael abgetaucht und seither unauffindbar. Er wird somit zum neuen Fall für das Kommissariat 114 (Vermisste und unbekannte Tote) im Dezernat



11 der Münchner Kriminalpolizei. Südens Kollegin und Freundin Sonja spürt ihn auf und versucht ihn zur Rückkehr ins Team zu überreden, zu dem auch immer noch sein langjähriger Freund Heuer zählt. „Für Heuer war die Familie die Wiege der Lüge, und bevor er jemals selbst ein Kind in die Welt setzen würde, wollte er sich lieber erschießen“ („Die Erfindung des Abschieds“, Heyne, 1998).

Als sich Martin Heuer, völlig ausgebrannt und erschöpft von der zermürbenden Polizeiarbeit und dem Alkohol, Selbstmord begeht, gilt es für Tabor Süden zumindest ein anderes Leben zu retten. Sein Freund hinterlässt einen berührenden Abschiedsbrief, der mit folgenden Zeilen beginnt: „Die Leere war Schwindel erregend, das könnt ihr euch bestimmt gut vorstellen, denn ihr habt sie auch in euch, jeder hat sie in sich, und die Leute glauben immer, Polizisten wären da anders, Polizisten wären da Heilige, weil sie da im Dienste der Gerechtigkeit unterwegs sind. Wohin? Wohin sind wir unterwegs? Ich habe es nicht herausgefunden. Ich hatte immer nur Angst vor der Dunkelheit, und immer mehr“ („Die Erfindung des Abschieds“). Tabor Süden scheut sich nicht, in diese Dunkelheit zu schauen. Er verfügt über eine außergewöhnliche Gabe zur Wahrnehmung von Menschen. Er schweigt meist, hört aufmerksam zu und bringt sein Gegenüber dadurch schließlich zum Reden. Der verschwundene Raphael und sein Großvater hatten Modellbau als gemeinsames Hobby und zuletzt an einer ganz bestimmten Brücke gebastelt. Nur Tabor Süden kann die Zeichen richtig deuten und daraus die entscheidenden Hinweise lesen. Er widersetzt sich allen Vorschriften und spürt den Jungen auf eigene Faust auf. Es kommt zu einem berührenden Ende an einer Steilküste mitten in der Nordsee, an deren Klippen ein kleiner und irgendwie auch ein großer Junge sitzen. Tabor Süden erzählt Raphael, der sich über die Klippen stürzen wollte, eine Geschichte.

„Das plötzliche Abtauchen eines Menschen bedeutete immer einen Mangel an Vertrauen in die eigenen Leute und einen elementaren Riss im bisherigen Existenzgefüge. Etwas stimmte nicht mehr, und daran wollte selbstverständlich niemand Schuld sein“ („Der einsame Engel“, Droemer, 2016). Nachdem Friedrich Ani Tabor Süden nach zehn Romanen erst Mal verschwinden lässt, ist dieser in „Der einsame Engel“ inzwischen in der Mitte seines Lebens angekommen und arbeitet als Privatdetektiv in der Detektei von Edith Liebergesell. Der Vermisstenfall des Obst- und Gemüsehändlers Justus Greve ist sein neuer Fall und die Suche nach dem Verschwundenen zeigt

sich bald als einziges Lügengebäude, das sich schließlich sogar noch als Geisterhaus entpuppt.

Als Journalist hat Ani die genaue Recherche und das Sondieren der Faktenlage erlernt, als Drehbuchautor, wie er eine Story voranbringt. Sein Feinsinn, seine Beobachtungsgabe und Intuition führen ihn immer auch zu brisanten und gesellschaftlich relevanten Themen, die er in Tabor Südens Fällen verhandelt wie auch im 19. Fall mit dem Titel „M“. Mia Bischof, eine blonde Frau mit Zöpfen, kommt in die Detektei Liebergesell, weil sie ihren Geliebten vermisst. Die Frau, die auf ihren Pullovern die Zahl 28 trägt, arbeitet als Redakteurin für eine Münchner Tageszeitung. Dass die Zahl 28 für den 2. und 8. Buchstaben des Alphabets steht und gleichzeitig das Chiffre ist für Blood & Honour einer neonazistischen Bewegung, die seit 2000 in Deutschland verboten ist, findet Süden nach und nach heraus. Es führt ihn geradewegs tief in den braunen Sumpf rechter Ideologien, was ihm erst richtig deutlich wird als sein Kollege Leonhard Kreutzer von Neonazi-Schlägern „aus dem Verkehr gezogen wird“. Doch Süden gibt die Suche nach dem Taxifahrer Denning wider aller Umstände nicht auf.

„Ich wollte, dass sie hereinkamen: Leonhard Kreutzer, mein Vater, meine Mutter, die Toten meiner Reise. Ich wollte, dass im Café Xeng die Zeit nicht mehr galt und wir keine Gefangenen mehr waren. Dass nachtblaue Hände uns hielten. Ich wollte, wie ein Kind die Augen schließen, damit die Welt verschwände, und wenn ich sie wieder öffnete, wäre ich auf einem Planeten ohne Friedhöfe und ausgedörrte Zimmer“ („Der einsame Engel“). Tabor Süden ist ein einsamer Zausel geworden, der die Dunkelheit und die Schattenseiten nur allzu gut kennt und dem es immer oder gerade deshalb gelingt, den Menschen ihre geheimen Sehnsüchte und Ängste zu entlocken.

Die ersten Romane Anis beinhalten bereits das ganze philosophische Repertoire, das Anis literarische Welt ausstattet, an der er unermüdlich fortschreibt. Seine Figuren versuchen ihr Schicksal zu überwinden: die einen verschwinden, die anderen wählen den Freitod, wieder andere werden zu Tätern. Doch wie mit diesen Schicksalsschlägen, den damit verbundenen Verwundungen, der Trauer und der Wut umgegangen werden kann, legt Friedrich Ani in seinen unterschiedlichen Ermittlern an. Sie sind meist selbst Verwundete oder Beschädigte, die aus eigener, trauriger Erfahrung nur zu gut wissen, wie sich Verluste anfühlen. Tabor Süden ist für Ani dabei die stärkste und zentrale Figur mit der größten Sogwirkung, sozusagen der „Mentor“ für alle anderen Figuren, die danach folgen wie Polonius Fischer, Jonas Vogel oder zuletzt Jakob Franck.

Friedrich Ani zählt auch zu den produktivsten Autoren Deutschlands. Die Auflistung seiner zahlreichen Drehbücher, Hörfunkbeiträge, Hörspieladaptionen, Romane, Krimis, Lyrikbänden und Kinder- und Jugendbücher würde die Hälfte dieser Seiten hier füllen. Er hat den renommierten Grimme-Preis für sein Drehbuch zu „Kommissar Süden und der Luftgitarrist“, und den Bayerischen Fernsehpreis erhalten und wurde allein sieben Mal mit dem Deutschen Krimi-Preis ausgezeichnet.

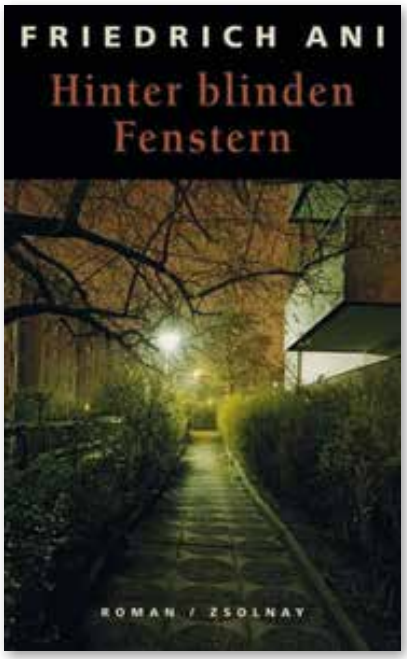
Dass Friedrich Ani bibelfest ist, zeigt er in seinem Jugendbuch „Als ich unsterblich war. Eine Jesus-Geschichte“ (Hanser, 2003). Er lässt darin Jesus im Alter von zwölf Jahren beim Tempelgang für zwei Tage verschwinden. Er begegnet Rut und erfährt, worauf es in einem Menschenleben ankommt. So ist es auch nicht verwunderlich, dass er nach dem schwer ergründbaren Einzelgänger

Tabor Süden mit dem Ermittler Polonius Fischer wieder den Glauben, das Gewissen und gelebte Nächstenliebe zurück in die harte Realität der Kriminalermittler bringt. In den Jahren 2006 bis 2009 veröffentlicht er im Zsolnay Verlag drei Romane der Polonius Fischer-Reihe.

Polonius Fischer ist Anfang fünfzig, wie auch zu dieser Zeit sein Erfinder Friedrich Ani. Er hat neun Jahre seines Lebens als Mönch in einem Benediktinerkloster verbracht: „Wenn Gott zu lange schweigt, fängt man an zu zweifeln, findet keine Erfüllung mehr im Gebet."

So kehrt er zurück ins Kommissariat für vorsätzliche Tötungs- und Todesfolgendelikte und gefährliche Körperverletzung mit der Schusswaffe. Einkehr und Stille schätzt nicht nur sein Polonius Fischer, sondern auch der Schriftsteller Friedrich Ani sehr. Schweigen und aktives Zuhören, sowie einige Rituale des Ordenslebens finden Eingang in den oft rauen Ton des Dezernatalltags. Fischer schätzt als Abteilungsleiter Teamarbeit und auch das gemeinsame Mittagessen der „Zwölf Apostel", wie Fischers Abteilung vom Polizeipräsidenten scherzhaft bezeichnet wird. Ein Verhör wird gerne auch mal mit einem Psalm eröffnet und alsbald zu einem dialogischen Gespräch und der Verdächtige eher zum Beichten als zum Gestehen gebracht.

Polonius Fischer ist bei seiner Sinnsuche in das weltliche Leben zurückgekehrt und führt mit seiner Lebenspartnerin Ann-Kristin Seliger eine stabile Partnerschaft. Sie ist erfolgreich als Zeitungsredakteurin, bis sie die Jagd nach den Schlagzeilen satt hat. Heute fährt sie Taxi und das am liebsten nachts. Ani lässt Fischer in die beschatteten und kalten Regionen der Großstädte gehen, wo Anonymität, Einsamkeit und Teilnahmslosigkeit vorherrschen.



„Hinter blinden Fenstern" (Zsolnay, 2007) spielt im Münchner Stadtteil Milbertshofen, einer gesellschaftlichen Randzone der Verlierer und Beschädigten. Sie zählt zu Münchens sozialen Brennpunktecken, wo mangelnde Perspektiven das einzige Verbindende zwischen sozialen Außenseitern und sozial schwachen Familien und deren nicht selten gewaltbereiten Kindern sind. Milbertshofen ist im Gegensatz zu vielen wohlhabenden Teilen Münchens roh, ruppig und grau. Bei scheinbar „unauffälligen Menschen in schlecht beleuchteten Zimmern" kommt es zu jenen Verbrechen, die sein Polonius Fischer in den Blick nimmt. Ein Mann stirbt am sogenannten „Andreaskreuz" in einem SM-Studio. Es stellt sich alsbald heraus, dass es tatsächlich ein Unfall war und die verdächtige Prostituierte Clarissa Weberknecht erhält eine Freiheitsstrafe

auf Bewährung. Im zweiten Todesfall jedoch kommt es zu einem Mord aus Rache, dessen Gründe weit in die Vergangenheit reichen und traurige Abhängigkeiten, Missbrauch und auch einen verkehrten Wunsch nach Erlösung zutage bringen. Polonius Fischer gelingt es, sich nicht in diesen Sumpf aus Aggression und Dumpfheit ziehen zu lassen, sein Glaube hält ihn standhaft und moralisch integer.

Komplementär dazu entwickelt Friedrich Ani die Figur des Jonas Vogel, auch „Der Seher" genannt. Schon auf der Polizeischule fällt er durch sein herausragendes räumliches Vorstellungsvermögen und sein untrügliches Gehör auf, das ihm später Stimmen und Geräusche hilfreich für seine Ermittlungen nutzen lässt. Trotz eines Armbruchs versieht er seinen Streifendienst, wird bei der Sicherung einer Demonstration niedergeschossen und rückt in die Mordkommission auf. Bei einem weiteren Arbeitsunfall verliert er schließlich sein Augenlicht.

Ebenfalls im Polizeidienst ist Vogels 32-jähriger Sohn Max, Oberkommissar im ermittlungstechnisch vorgelagerten Kommissariat Todesermittlung. Doch leider bleibt ihm sein großer Wunsch verwehrt, Teil der Mordkommission zu werden, da Familienangehörige nicht in der selben Abteilung arbeiten dürfen. Gegen die Anweisungen der Dezernatsleitung kooperieren Vater und Sohn intensiv. Doch dieses Leben hat seinen Preis. Je mehr sich Vogel durch den Polizeiapparat entfremdet, desto mehr wendet sich seine Frau dem Alkohol zu, ebenso der Sohn und schließlich sucht auch er selbst mehr und mehr Trost darin. Laut seiner Frau Esther ist Vogel ein durch und durch „polizeilicher Mensch". Er hat etwas von einem Berserker, der in erster Linie gegen sich selbst kämpft. Er löst seine Fälle mit Hingabe und Intuition und dem Hang zur Selbstaufgabe.

Dieser Hang zur Selbstaufgabe verbindet ihn mit Friedrich Anis Ermittler Jakob Franck. „Mein Name ist Jakob Franck. Ich bin ein ehemaliger Kripobeamter. Können wir reingehen und uns an einen Tisch setzen? Ich habe Ihnen und Ihrem Mann eine schlimme Nachricht zu überbringen. Dann verschwand die Welt um sie herum. Als die Welt wieder da war, gehörte Tanja Grabbe nicht mehr dazu" („Ermordung des Glücks", Suhrkamp, 2017). Jakob Franck hat als früherer Mordermittler stets die unliebsame Aufgabe übernommen, die Todesnachrichten zu überbringen. Diese Aufgabe führt der allein lebende, geschiedene Kommissar auch im Ruhestand fort.

In seinem ersten Fall „Der namenlose Tag" (Suhrkamp, 2017) wird er vom verzweifelten Ludwig Winther gebeten, die zwanzig Jahre zurückliegenden Selbstmorde seiner Frau und seiner Tochter neuerlich zu untersuchen. Jakob Franck hat damals die Mutter des Mädchens nach der Überbringung der Todesnachricht, sieben Stunden lang in den Armen gehalten. Er hat den Moment verpasst, um loszulassen – und so geht es ihm bis heute. Über den Titel „Ein namenloser Tag" sagt Ani in einem Interview: „Das ist ein Begriff, den ich erfunden habe für den Moment, an dem ein Polizist an der Tür klingelt und mitteilen muss, dass jemand aus der Familie zu Tode gekommen ist, sei es durch ein Verbrechen, sei es durch einen Unfall oder Selbstmord. Es gibt dann keinen Namen mehr für diesen Tag. Der Mikrokosmos der betroffenen Familie kippt aus der gewöhnlichen Welt" („Jeder ist allein. Interview mit Tobias Gohlis. „Die Zeit", 5.11.2015).

Mit Jakob Franck vollzieht Friedrich Ani auch seinen Verlagswechsel zu Suhrkamp. Jakob

Franck handelt im Gegensatz zu Jonas Vogel „würdig und unpolizeilich“. Von seiner Frau Marion ist Franck seit Jahren getrennt. Er lebt seither allein und seine ihn umgebende Einsamkeit spüren die Lebenden wie auch die Toten. Im Vergleich zu Tabor Süden oder Polonius Fischer wirkt Franck auf den ersten Blick fast unbeschadet und gleichzeitig auch etwas unbeteiligt. Doch Franck ist ein feinfühliger, einfühlsamer und nachdenklicher Mensch, den die jahrelange Arbeit im Umgang mit dem Tod tiefgreifend verändert hat. Dass er sich inzwischen bei den Trauernden, die ihre Emotionen zeigen und auf verschiedene Weise ausagieren, und bei den Toten oft mehr zu Hause fühlt als bei sich selbst, deutet auch seine eigenen Verwundungen an. Meist schweigt Franck und lässt sein Gegenüber erzählen, wie auch in diesem Fall und es wird in dieser berührenden Szene deutlich: „Vom Alleinsein kann man abhängig werden, das habe ich begriffen; zuerst brauchen Sie es zum Überleben und Freiwerden von allem Vergangenen; Sie freuen sich jeden Morgen darüber, dass es Sie noch gibt. Oder stimmt das nicht? Was meinen Sie, Herr Franck? […] Das Alleinsein ist wie Alkohol, tut gut, wir können nicht genug davon kriegen; wir besaufen uns die ganze Zeit und halten, was wir machen, für normal“ („Der namenlose Tag“). Ani über Jakob Franck: „Er ist frei, er hat Zeit und muss noch weniger Regeln beachten als ein Privatdetektiv. Er kommt aus seinem Beruf nicht heraus. Er lebt immer noch mit den Toten. Das kommt ja häufiger vor als man denkt. Ich kenne das von vielen Kommissaren, die gehen nicht nach Hause und haben alles vergessen, was am Tag geschehen ist. Wenn Franck seinen Toten Kekse hinstellt und den Tisch deckt, wirkt das komisch, aber so weit von der Realität weg ist es nicht […] Ich finde, als Leser sollte man nicht unbehelligt bleiben. Der Autor hat das Recht, seine Leser nicht nur zu behelligen, sondern auch zu bedunkeln“ („Die Zeit“, 5.11.2015). Es sind die Einsamen, Ungetrösteten, Verlassenen, von denen er schreibt, hart und zart zugleich, einfühlsam und mit respektvollem Abstand zu den ungelebten, unerfüllten und oft auch vergessenen Existenzen.

Auch als Jugendbuchautor hat sich Friedrich Ani in den letzten Jahren mit Erfolg versucht. In „Durch die Nacht unbeirrt“ (Hanser, 2000) erzählt er von der ersten Liebe, dem Verschwinden und dem Umgang mit Trauer. Mingo verliebt sich in Isa, die plötzlich verschwindet. Mingo begibt sich auf die Suche nach ihr. Sie taucht verstört wieder auf und stirbt wenig später. Wie Mingo mit diesem Verlust umgeht und dies bewältigt, erzählt Friedrich Ani in diesem Jugendroman. In „Das unsichtbare Herz“ (Hanser, 2005) lernen sich drei Jugendliche

im Chat kennen, die eines verbindet: die Suche nach ihrem leiblichen Vater, wie sie mit Täuschung und Enttäuschung umgehen und was die eigene Identität ausmacht, hinterfragt er in diesem Roman.

Dass sich Friedrich Ani um brisante Themen nicht drückt, zeigt er auch mit zwei Romanen, die 2015 und 2016 erscheinen. In dem Jugendbuch „Die unterirdische Sonne" (cbj, 2015) erzählt er von psychischem und physischem Missbrauch aus der Sicht der Opfer: Fünf Kinder, Jugendliche werden in einem Keller festgehalten. Jeden Tag wird einer oder mehrere von ihnen nach „oben" geholt. Was dort geschieht, darüber wird geschwiegen.

Ani erspart dem Leser Beschreibungen von dieser Gewalt und dem Missbrauch, den er andeutet. Auch die Täter bleiben Unbekannte. Letztlich geht es darum, wie die Jugendlichen jeden Tag „bewältigen", wie sie mit den täglichen Demütigungen und der damit verbundenen Scham umgehen. Das Schweigen ist ihre Stärke, doch führt dies zu immer größerer Isolation. Ihre Strategien, mit den unaussprechlichen Grausamkeiten umzugehen sind unterschiedlich: Leon weint, Maren sucht die Nähe der mitgefangenen Sophie, die sich als ehemalige Ministrantin in ihre Bibelgeschichten flüchtet, Conrad starrt in den Fernseher und beamt sich förmlich weg, während Eike die anderen terrorisiert.

Als schließlich Noah zu ihnen stößt, der die Hölle bereits durchlaufen hat, da er von seinem Vater jahrelang missbraucht wurde, setzt eine Veränderung in der Gruppe ein. Sie beginnen einander ihre Geschichte als Märchen zu erzählen und auch über die ihnen angetanen Grausamkeiten zu reden. Sie sind mit einem Mal für Momente nicht mehr allein, indem sie sich einander mitteilen. Die Kraft der Sprache gibt neuen Mut und stärkt und auch der Wunsch nach Rache wächst ...

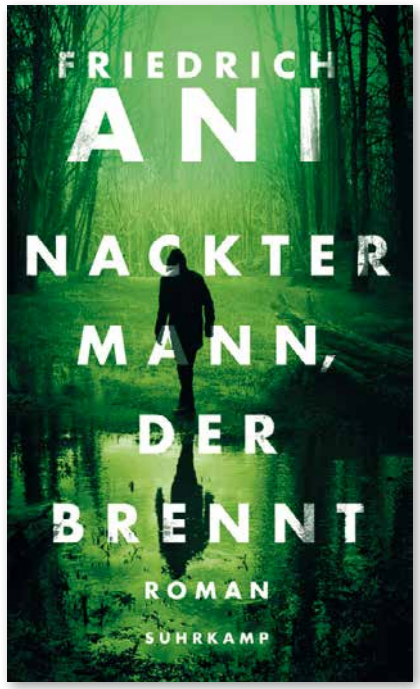
„Das Verlassen-Sein ist, glaube ich, das Thema fast aller meiner Romane. Figuren, die an eine bestimmte Grenze in ihrem Leben gekommen sind und versuchen, diese Grenze zu begreifen und versuchen, sie zu überwinden, in der ein oder anderen Form" (Gespräch mit Thomas Linden: Sex und physische Gewalt. Deutschlandfunk, 21.6.2014). Das Thema von psychischem und sexuellem Missbrauch insbesondere auch im Zusammenhang mit der katholischen Kirche verhandelt er in „Nackter Mann, der brennt" (Suhrkamp, 2016). Ludwig Dragomir, eigentlich Coelestin Geiger, ist in sein erzkatholisches Heimatdorf in der allertiefsten bayrischen Provinz zurückgekehrt. „Heiligsheim" ist alles andere als sein Name verspricht und an Bigotterie nicht zu übertreffen. Geiger wurde in seiner Kindheit schwer missbraucht.

Der örtliche Arzt, Apotheker und der Pfarrer sowie scheinbar ehrbare Mitglieder der Gemeinde haben damals zahlreiche Kinder in ein Waldstück gelockt und sie dort über einen längeren Zeitraum sexuell missbraucht. Die meisten der Jungen mussten wegen ihrer möglichen Zeugenschaft daraufhin sterben. Die Todesfälle wurden niemals aufgeklärt. Dragomir bzw. Geiger hat die Flucht geschafft und Jahrzehnte in Berlin gelebt. Nun will er Rache an seinen früheren Peinigern nehmen.

Rache ist das den Roman bewegende Thema, doch Ani zeigt auch die erschreckenden Abgründe menschlichen Handelns, brutaler Ignoranz und den gesellschaftlichen Verhältnissen in einem erzkatholischen Dorf im tiefen Süden der deutschen Bundesrepublik. Dragomir/Geiger hält sich bei der Umsetzung seines Plans an seine alten Religions- und Schulhefte, in die er Bibelzita-

te und Litaneien geschrieben hat, an die er als Messdiener geglaubt hat. Kurz vor deren Tod konfrontiert er die Täter mit den Zitaten von früher, doch die erhoffte Einsicht und Reue bleiben aus. Der Schmerz und die Scham, das selbstzerstörerische Verhalten als Folge des sexuellen Missbrauchs werden ihn sein ganzes Leben verfolgen. Er ist Opfer und wird zum Täter.

„Wo geht die Reise hin?“, hatte der Taxifahrer gefragt. Tabor Süden hatte geschwiegen.“ Auch Tabor Süden erhält 2018 bei Suhrkamp wieder einen neuerlichen Auftritt. In „Der Narr und seine Maschine“, wohl Friedrich Anis bisher persönlichstes Buch, führt er eine radikale Selbstbefragung durch und lässt ihn einen verschwundenen Schriftsteller suchen. Am Beginn steht jedenfalls ein Fluchtversuch aus seinem bisherigen Leben. Er kündigt seine Wohnung und möchte nichts anderes als abtauchen. „Seine Zukunft wäre die allumfassende Unsichtbarkeit.“



Das Leben, das er zurücklassen will, hält einige Argumente dafür bereit. Die jahrelange aufzehrende Arbeit als Spezialist für „Vermissungen“, der Selbstmord seines besten Freundes und Kollegen Heuer, die Ermordung des Sohnes seiner Chefin Edith Liebergesell sowie der kürzliche Tod seines Detektei-Kollegen Leonard Kreutzer. Doch Edith Liebergesell spürt Süden am Münchner Hauptbahnhof auf, ein Ort, an dem auch der Autor Friedrich Ani viel Zeit mit Beobachten zubringt. Parallel dazu montiert Ani die Geschichte des vermissten Kriminalschriftstellers: Cornelius Hallig, der unter dem Pseudonym Georg Ulrich vor Jahrzehnten mal einige Erfolge hatte und jetzt von der literarischen Welt vergessen in einem Hotel lebt.

Auch eine frühe Phantasie von Ani, der als Jugendlicher in die anonyme Großstadt ziehen wollte, in ein Hochhaus, wo er unauffällig, ja nahezu unsichtbar leben wollte. Doch der Hotel-Besitzer meldet das Verschwinden des Schriftstellers. „Lass dir nichts vorschreiben. Geh, wenn du gehen musst, bleib, wenn jemand die Arme nach dir ausstreckt, und ach, habe keine Angst“, sagt Cornelius Halligs Mutter zu ihrem Sohn kurz bevor sie stirbt. Zwei Männer wollen weg aus ihrem alten Leben. Doch Tabor Süden kann seine Bestimmung nicht abschütteln und Cornelius Hallig kann schließlich seinem Schicksal nicht vorgreifen. In einer Bar kommt es einen Abend lang zu einer Begegnung zwischen den beiden Männern. Songs von Tom Waits oder Bob Dylan, den Friedrich Ani zutiefst verehrt, könnten diesen Abend musikalisch begleiten. Der eine geht für immer und der andere wird naturgemäß weitersuchen.

Friedrich Ani hört nicht auf, die beschatte-

ten und schlecht ausgeleuchteten Räume zu erkunden und wagt dieses Jahr mit „All die unbewohnten Zimmer“ (Suhrkamp, 2019) eine Zusammenkunft seiner drei Ermittler: Polonius Fischer, Tabor Süden und Jakob Franck. Verstärkung erhalten sie durch eine neu eingeführte Figur: Fariza Nasri, Beamtin mit syrischen Wurzeln, die nach ihrer Versetzung in die Provinz nach München zurückkehrt.

Ihr Lehrmeister ist kein Geringerer als Jakob Franck. Die aktuellen Ermittlungen leitet Polonius Fischer, der Nasri in sein Team aufnimmt. Alle bringen ihre methodischen Eigenarten ein, um die Erschlagung des Streifenpolizisten Philipp Werneck und das Verschwinden einer jungen Frau aufzuklären. Die Schattenseiten des Polizeidienstes, vor allem die unterschiedlichen Motive junger Menschen in den Polizeidienst zu treten, der Umgang mit Migration, Einsamkeit und dem Älterwerden verpackt Ani in seinen bisher umfangreichsten Roman.

Da treffen der teilnahmslos wirkende Jakob Franck und Tabor Süden, dem inzwischen der Ruf umgibt, den Verschwundenen ihren Schatten zurückzubringen, in einer Bar aufeinander, ohne sich sofort zu erkennen und beginnen eine Diskussion über Obdachlosigkeit.

Jakob Franck, der weiterhin die Todesnachrichten überbringt, kann den in Wut und Aggression geratenen Vater des jungen im Dienst erschlagenen Polizisten in ein Gespräch verwickeln und Ani beweist hier wieder seinen genauen mitfühlenden Blick in der Darstellung des Wutbürgers Werneck: „Werneck stand auf der weitläufigen Betonfläche der Theresienwiese, wo in jedem Herbst das Oktoberfest stattfand. Er hatte die Hände in den Taschen seiner schwarzen Daunenjacke und hatte vergessen, wie er hierhergelangt war. Niemand außer ihm weit und breit. In der Ferne parkten zwei Lastwagen und ein Wohnwagen, sie schienen unendlich weit weg. Werneck drehte sich um die eigene Achse; er konnte nicht fassen, dass er der einzige Mensch auf diesem 22 Hektar großen Areal war. Dann erschien ihm alles logisch. Er war allein auf der Welt. Hatte er das dem alten Kommissar nicht schon erklärt? Frau weg, Stieftochter weg, sein Sohn jetzt auch. Bloß er noch da. Nach zwei Schritten blieb er stehen. Wohin sollte er gehen? Er machte kehrt, ging nach Westen, auf die Bronzestatue der Bavaria zu, hielt nach zehn Metern inne. Auf der Anhöhe hinter dem Platz lag das Westend, wo er niemanden kannte.“

Friedrich Ani gelingt es souverän mit der Routine und Fertigkeit seines Handwerks, das über die Jahre mit zahlreichen Preisen belohnt und anerkannt wurde, seine Figuren auch für Nichtkenner seiner Romane entsprechend einzuführen: Jakob Francks Lebensklugheit, Eigentümlichkeiten im Umgang mit „seinen“ Toten: „Den Toten waren Dienstgrade egal – sie kamen, sie blieben, sie gingen, sie kamen erneut. Darüber redete er nicht; außer mit Marion, die ihn, wenn es ihr zu viel wurde, daran erinnerte, dass die Anwesenheit der Toten ihre Ehe, ihre Nähe zerstört hatte. Er verstummte dann; auch aus Dankbarkeit, weil sie ihn nach der Zeit absoluter Trennung nicht im Stich gelassen, sondern ihre Vertrautheit neu erfunden hatte.“

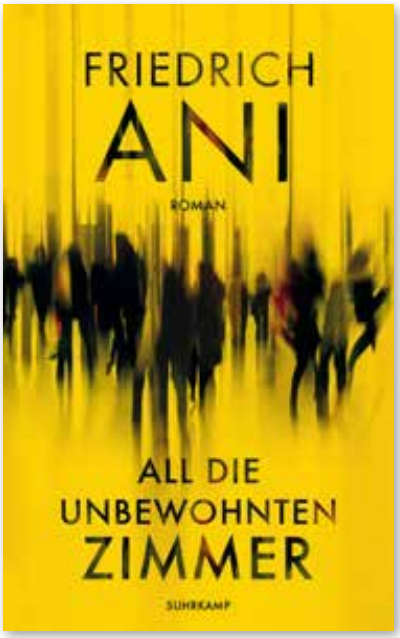
Die ewige Zerrissenheit und unerfüllte Sehnsucht seines Tabor Südens: „In der Erinnerung kam Süden sich noch immer wie ein vom Schicksal ausgenutztes und verspottetes Kind vor, das allen Ernstes geglaubt hatte, sein Vater – seit fast 35 Jahren spurlos verschwunden – würde doch noch auf ihn warten und ihn für den Rest des Lebens umarmen.“ Sein Polonius Fischer

hält mit seinem tiefen Gottvertrauen und seinem unerschöpflichen Mitgefühl dieses fragile und ausgefranste Gefüge zusammen.

Friedrich Ani sagt über seinen Schreibprozess, dass er stets seinen Figuren folgt, sie handeln lässt, ihnen in ihrem Tun folgt. Erstmals führt er auch eine weibliche Ermittlerin in vorderster Reihe ein. Das Widerständische, Zweifelnde und Kritische verkörpert in diesem neuen Fall Francks „Lieblingssyrerin" Farizah Nasri. Sie bringt den notwendigen Biss und eine rebellische Lebendigkeit in den teilweise schon recht abgeklärten Ermittler-Trupp.

„Ich glaube, dass die Bayern Menschen mögen, auch wenn sie es nicht immer zum Ausdruck bringen. Der bayerische Mensch ist an sich ein weltoffener Mensch. Er hat es gern, wenn er Leute sieht, die er nicht kennt, aber er will auch seine Ruhe. Aber natürlich unterscheiden sich die Menschen schon arg, wenn sie aus Aschaffenburg kommen oder aus dem Chiemgau. Was ich immer mochte, war die Widerständigkeit" (Interview mit Hannes Hintermeier, FAZ, 25.8.2018). Diese Widerständigkeit zeichnet auch den Autor aus und sein Gespür für die Abstufungen von Einsamkeit. So verwundert es auch nicht, dass er die Schlussszene seines neuen Romans Fariza Nasri überlässt: „Ich stehe in meinem Zimmer, der Regen schlägt ans Fenster.

Keine Kollegen, keine Kommissare, nicht einer. Eine gelbe Kerze brennt auf einem Teller mit orientalischem Muster. Seit ich hier wohne, im sechsten Stock einer aus der Zeit gefallenen, maroden Betonpyramide, habe ich noch nie einen Menschen zum Essen eingeladen. Immer wieder habe ich es mir vorgestellt – auch mit meinen Kollegen – und dann sein lassen. Manchmal denke ich, vielleicht wohne ich gar nicht



hier. Vielleicht komme ich bloß her, um zu träumen und wieder zu verschwinden – in die Wirklichkeit da draußen, von der es heißt, ich sei ein Teil von ihr."

Viele beschattete Zimmer des schriftstellerischen Ichs gibt es bei Friedrich Ani sicher noch vom Autor auszuleuchten und den treuen und neuen Leserinnen und Lesern zu entdecken. Auch sein Tabor Süden deutet an, dass diese Reise noch weitergehen wird und die gnadenlose Selbsterforschung eine Fortsetzung finden wird: „Er wusste, wie er aussah. Jeden Morgen starrte er sich in dem Kabuff von Badezimmer an. Er duschte mit kaltem Wasser, trank eine Tasse löslichen Kaffee, setzte sich an den Tisch, blätterte in Büchern und rezitierte Gedichte. Danach sperrte er die Tür auf und ließ sie einen Spalt breit offen; die Tür blieb so, außer, er verließ das Haus, dann sperrte er ab."

ICH BIN HALT EIN KURIOSUM

Robert Leiner über die Dichterin Christine Lavant

© privat

Thomas Bernhard, nicht gerade bekannt für kollegiale Zuneigung, schätzte die Gedichte jener merkwürdigen Frau, die im ersten Eindruck wirkte wie eine Magd aus einem der Bauerndöfer rundum, als er sie Mitte der fünfziger Jahre im Tonhof in Maria Saal beim Ehepaar Lampersberg kennenlernte. Vierzehn Jahre nach ihrem Tod, zwei Jahre vor seinem Tod, gab er in der Bibliothek Suhrkamp, der Reihe mit AutorInnen der Klassischen Moderne, eine persönliche knappe Auswahl ihrer Gedichte heraus. Ebenfalls knapp sein Nachwort, in zwei Sätzen: „Dieses Buch dokumentiert die Chronologie der Christine Lavant, die bis zu ihrem Tod weder Ruhe noch Frieden gefunden hat und die in ihrer Existenz durch sich selbst gepeinigt und in ihrem christlich-katholischen Glauben zerstört und verraten war; es ist das elementare Zeugnis eines von allen guten Geistern missbrauchten Menschen als große Dichtung, die in der Welt noch nicht so, wie sie es verdient, bekannt ist. Diese Auswahl folgt nur meinem Verstand, keinem andern."

Und in einem Brief charakterisierte er sie so: „Die Lavant war eine völlig ungeistige, sehr gescheite, durchtriebene. Sie wohnte auf der Betondecke eines Supermarktes an einer Straßenkreuzung in Wolfsberg und tippte ihre Gedichte gleich in die Maschine. Das ist für mich großartiger als das verlogene Weltfremdmärchen mit katholischer Talschlussromantik, das gottbefohlene, das um sie bis heute immer verbreitet worden ist."

Seit wenigen Jahren gibt es nun auch eine wunderschöne Werkausgabe in vier Bänden im Wallstein Verlag. Ihre Lyrik erschien im Otto Müller Verlag, während die Erzählungen eher als Nebenherarbeiten galten, oft auch vergriffen waren. Die Editionsgeschichte ihrer Werke war kompliziert und von Streit und Scheitern begleitet. Viele Texte gingen verloren, viele opferte sie dem Einheizen. Dass nun diese erste Gesamtausgabe im Göttinger Wallstein realisiert werden konnte, ist der finanziellen Unterstützung des Wiener Unternehmers Hans Schmid zu danken, der schon in jungen Jahren begeisterter Leser ihrer Gedichte war. Auch das Herausgeberteam (Klaus Amann, Fabjan Hafner, Doris Moser und Brigitte Strasser) hat gute Arbeit geleistet: Die Textgestaltung wird plausibel begründet, die Nachworte erhellen Kontexte und Bezüge und die Anmerkungen erklären viele schon allzu seltene Austriazismen.

Aber wer ist diese Christine Lavant? Sie wurde als Christine Thonhauser am 4. Juli 1915 in Großedling bei St. Stefan im Lavanttal in Kärnten geboren, neuntes Kind einer bitterarmen Bergmannsfamilie. Schon als Säugling bekam sie Skrofeln auf Brust, Hals und im Gesicht und erblindete beinahe. Mit drei Jahren kam eine erste Lungenentzündung hinzu, die später beinahe jedes Jahr wiederkehren sollte. Bei einem Krankenhausaufenthalt 1919 wurde das Kind bereits als nicht mehr lebensfähig angesehen. Ab 1921 besuchte sie die Volksschule in St. Stefan. Bei einem Aufenthalt im Krankenhaus in Klagenfurt, während dessen sich ihr Augenleiden besserte, bekam sie von ihrem behandelnden Arzt eine Ausgabe von Rainer Maria Rilkes Werken geschenkt, die sie auf dem 60 km langen Fußmarsch nach Wolfsberg zurück im Rucksack bei sich führte.

1927 verschlechterte sich ihre Gesundheit und zusammen mit einer Lungentuberkulose trat nun auch die Skrofulose wieder auf. Mit den neu entdeckten Röntgenstrahlen wurde die Tuberkulose „verbrannt", einerseits lebensrettend, andererseits schmerzhaft nachwirkend. Auch das Kopftuch, das sie ständig trug und das nachge-

rade ikonisch wurde, diente dazu, die Wunden bzw. die Folgen der Wundbehandlung zu verbergen.

1931 lernte sie Frau Lintschnig, eine ihrer dann treuesten Freundinnen, kennen. Es entstanden viele Aquarelle, die sie später verschenkte. Zu jener Zeit kamen aber auch die ersten schweren Depressionen auf, weshalb sie auch bei den Eltern wohnen blieb. Sie schrieb einen ersten Roman (der Titel ist unbekannt), den sie dem Grazer Leykam Verlag schickte. Trotz einer positiven ersten Reaktion sagte ihr der Verlag 1932 ab. Auf diese Absage hin vernichtete sie alles bislang Geschriebenen und gab das Schreiben auf. Nach schweren Depressionen ging sie 1935 auf eigenen Wunsch in eine Nervenheilanstalt in Klagenfurt. Ihre dortigen Erlebnisse hat sie im Text „Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus“ verarbeitet, der erst posthum veröffentlicht wurde.

Durch ihre Klinikaufenthalte, ihre Armut, und nicht zuletzt durch ihre skrofulösen Narben gesellschaftlich an den Rand gedrängt und aus dem üblichen Alltagsgeschehen ausgeschlossen, fand sie in ihren Klagenfurter Ärzten (akademische) Bezugspersonen und Freunde, die sie in ihrer intellektuellen, später auch literarischen Entwicklung förderten.

Nach dem Tod der Eltern (1937 starb der Vater, 1938 die Mutter) musste sie die elterliche Wohnung, in die sie zurückgekehrt war, wieder verlassen. Erneut versuchte sie, sich ihren Unterhalt durch Strickarbeiten zu verdienen, wurde jedoch auch von ihren Geschwistern unterstützt. 1939 heiratete sie „aus Mitleid“ den 36 Jahre älteren, mittellosen Maler Josef Habernig, den sie wie sich selbst mit dem Lohn für Strickarbeiten ernährte. Als sie dem Maler Werner Berg begegnete, mit dem sie hätte leben wollen, erfuhr sie die Erschütterungen einer aussichtslosen Liebe, die zu einer großen Unglückshäufung führte, mit etlichen Suizidversuchen und Aufenthalten in der Psychiatrie.

1945 begann sie wieder zu schreiben und gab neue Gedichte an die Familie Purtscher, die sie an die Dichterin Paula Grogger wei-

terreichte. Grogger vermittelte ihr ein Treffen mit dem Verleger Viktor Kubczak. 1948 erschien unter dem hier erstmals verwendeten Namen Christine Lavant im Brentano Verlag in Stuttgart ein Bürstenabzug der Gedichte „Die Nacht an den Tag“, der später verlorenging. Der Verleger riet der Dichterin, Prosa zu schreiben, die daraufhin die Erzählung „Das Kind“ schrieb.

1949 erschienen die Erzählung „Das Krüglein“ und der Gedichtband „Die unvollendete Liebe“, im Jahr darauf machte sie mit einer Dichterlesung bei den St. Veiter Kulturtagen auf sich aufmerksam. Aus der Begegnung mit dem Maler Werner Berg sollte sich schließlich eine jahrelange enge Freundschaft entwickeln. Lavant übersiedelte in das Haus ihrer Freundin Lintschnig nach Wolfsberg, wo sie mit Ausnahme einer eineinhalbjährigen Unterbrechung bis zu ihrem Tod wohnte.

1952 kamen die Erzählungen „Baruscha“ bei Leykam heraus. 1956, als mit dem Gedichtband „Die Bettlerschale“ (Otto Müller Verlag) eines ihrer bekanntesten Bücher veröffentlicht wurde, bekam sie zwei Lyrik-Preise und der Brentano Verlag gab die Erzählung „Die Rosenkugel“ heraus. Über den Tonhof in Maria Saal, auf den sie vom Komponisten Gerhard Lampersberg und dessen Frau Maja eingeladen wurde, kommt sie seit Mitte der fünfziger Jahre in Kontakt mit anderen Dichtern wie Thomas Bernhard, H.C. Artmann, Gerhard Rühm, Jeannie Ebner u.a. Grandios an der Dichtung von Christine Lavant ist, dass hier eine Dichterin aus der Provinz zu einer unverwechselbaren radikalen Stimme und Sprache gefunden hat. Eine Stimme aus einer dreifachen Provinz: Eine Stimme aus dem regionalen und sozialen Abseits, die Stimme einer Frau und die Stimme eines von physischen und psychischen Grenzerfahrungen gefährdeten Menschen. In diesen Randzonen hat sich Christine Lavants poetische Stimme an vorgefundenen Mustern (Katholizismus, Naturmystik und zugänglichen Bildungsgütern) orientiert. Eindrücke ihrer Lektüren (etwa der Lyrik Rilkes) finden sich in den frühen Gedichten, führten auch zum Vorwurf des Epigonen-

tums – auch Lavant selbst distanzierte sich später von ihrem ersten Gedichtband „Die unvollendete Liebe“ (1949). Die drei Bände ihres lyrischen Hauptwerks („Die Bettlerschale, 1956, „Die Spindel im Mond“, 1959, und „Der Pfauenschrei“,1962) zeigen ihre besonderen Ausdrucksmöglichkeiten, die in ambivalenten Bildern um die Darstellung des leidenden und zweifelnden Menschen kreisen. Die Titel der Gedichtgruppen im Band „Die Bettlerschale“ sprechen dabei zentrale Motive an: Reflektiert „Die Feuerprobe“ die Themen Wahrnehmung und Wandlung, verweist „Im zornigen Brunnen“ hin auf das Aufbegehren gegen das Schicksal (bzw. gegen Gott), während „Das Auferlegte“ auf jene Hingabe deutet, die – in Freundschaft und Liebe – das passive Leiden zugunsten aktiven Mitgefühls verwirft.

Das Thema der sinnlichen Wahrnehmung etwa ist abhängig von den Beeinträchtigungen des Gesichts- und Gehörsinns, die die Autorin zu tragen hatte. Wenn das Titelgedicht der „Bettlerschale“ mit dem Ruf anhebt: „Horch! Das ist die leere Bettlerschale“ und mit dem Vers „Blick nicht weg und stelle dich nicht taub!“ auf die Wahrnehmung hinweist, kann dies ebenso auf ein Ich im Selbstaufruf deuten wie auf eine Adresse an Gott bzw. auf einen Appell an den Leser. In poetologischer Abwandlung wird Schreiben eins mit dem bewussten, reflektierten Wahrnehmen der „großen Chiffrenschrift“ der Natur (Novalis): „und meine Finger gleiten / entlang der Bilderschrift, die alles weiß“ („Hinfällig starre ich ins Rad der Zeit“, in: „Die Bettlerschale“). In Anlehnung an das mythische Schicksalsbild erscheint die Wahrnehmung der „Verborgenen Spindel im Mond“ als Drehmoment einer Erkenntnis des eigenen Geschicks. Das meist drastisch angesprochene Augenmotiv zeigt allerdings, dass Wahrnehmung als schmerzhaft erfahren wird („meine verzweifelten Augen“, „Aus jäh erleuchtetem Blau“, in „Der Pfauenschrei“). Zugleich sind die Augen nicht nur Sinnesorgan, sondern auch das Mittel der aktiven Kontaktaufnahme mit dem Du: „ich lege ihr mein Augenlicht / ins Fenster, wo es weiterbrennt“ („Des Mondes Wiege schaukelt leer“, in: „Die Bettlerschale“). Leiderfahrung, Schmerz und Depression werden direkt benannt („Wie pünktlich die Verzweiflung ist!“, in: „Die Bettlerschale“) oder in Lavants charakteristischer Bildlichkeit (Herz, Blume, Feuer, Stein) chiffriert.

Christine Lavant weist in ihrer Lyrik auch die Tröstungen der tradierten religiösen Weltbilder ebenso brüsk zurück wie die Hoffnung, durch das Schreiben Kompensation oder Beruhigung zu finden. Als Mensch in ständiger Revolte tobt das lyrische Ich gegen sich selbst wie gegen Gott bzw. diejenige Instanz, die einem das Leid auferlegt: „Ich will die Ehre deines Auftrags nicht!“ („Wen schickst du mir aus deiner Herrlichkeit“, in: „Die Bettlerschale“). Gerade diese

„Lästergebete“ erweisen, dass Christine Lavants Dichtung zwar Ausdruck, nicht aber Ausweg aus der Krise ist: Sie bleibt – trotz Formgebung in Reim und Metrum – stets von Kranksein gefährdet.

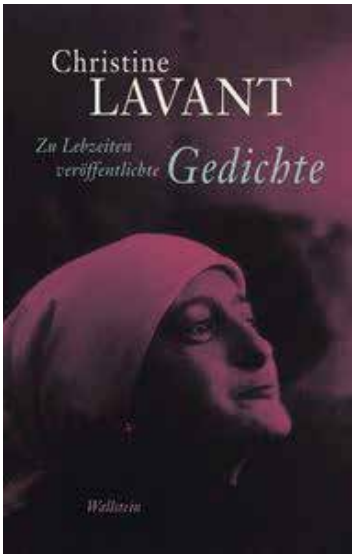
Obwohl bereits die Lyrik unumwunden von Krankheit und Einsamkeit spricht, rücken ihre Prosatexte noch deutlicher an die persönlichen und sozialen Verhältnisse heran, damit auch die Lebensumstände der „infamen Menschen“ (Foucault) hervorkehrend. Bedrohliche, vielfach mit Imaginärem durchwachsene Szenarien entstehen aus dem Blickwinkel einer Figur, die einem fremdartigen Geschehen verständnislos ausgesetzt ist. Am deutlichsten wird dies in der Perspektive „von unten“ auf die endlosen weißen Gänge, die hohen Türen und die überlebensgroßen Ärzte in „Das Kind“ (1948). Hier verarbeitet sie die Erlebnisse der Zwölfjährigen in der Klagenfurter Augenklinik. Die Ausgrenzung, die das Kleinhäuslermädchen seitens seiner Mitpatienten erfährt („eine Arme-Leute-Krankheit“), setzt sich in der Klassengesellschaft innerhalb der Nervenheilanstalt fort.

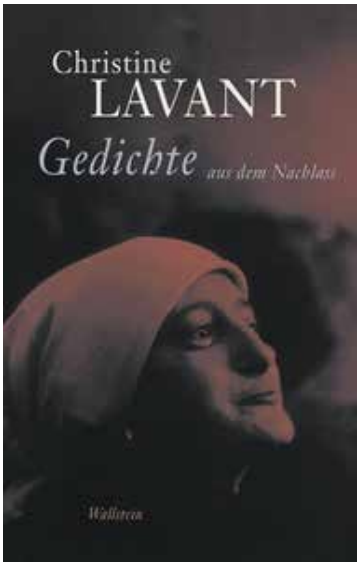
Etwa ein Jahr nach dem „Kind“ entstanden, wurden die „Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus“ erst 2001 veröffentlicht. Eindringlich, bisweilen sarkastisch, analysiert der aus der Ich-Perspektive erzählte Text die Macht- und Gewaltdynamik („diesen Hass- und Elendsstrahlungen“) zwischen Patientinnen, Schwestern und Ärzten. Darüber hinaus bedingen die Zweifel und Ängste der Erzählerin eine poetische Weitung der Erzählung.

Nicht nur mit den „Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus“ hat sich das Werk der Christine Lavant um ein bedeutendes Werk erweitert, auch die für verschollen gehaltene Erzählung „Das Wechselbälgchen“ (entstanden vor 1948) rückt das Leben von

Außenseitern unter Außenseitern in den Mittelpunkt. Frucht der Verfügungsgewalt des Bauern, wird das behinderte Kind einer Magd von der Kirche als unehelich stigmatisiert, während es dem abergläubischen Freund der Mutter als teuflischer Wechselbalg gilt.

Die Figuren grober Pfarrer bzw. geistlicher Schwestern als Repräsentanten rigider gesellschaftlicher Moralvorstellungen einerseits und einer ungnädigen Religion andererseits kehren in den Erzählungen des 1969 von Jeannie Ebner herausgegebenem Bands „Nell“ wieder, ebenso das im „Wechselbälgchen“ angesprochene Handlungsmuster des in seinem Aberglauben randalierenden Mannes. Die Geschichten führen verschiedene Frauenfiguren vor als Pragmatikerinnen auf der Suche nach einem lebbaren Weg zwischen den Fronten Armut, Krankheit, kirchlicher Bigotterie und privater Schikane. Ungewöhnlich für Lavants Werk ist die Episode aus dem städtischen Angestelltenmilieu („Rosa Berchtold“), die Wahl einer männlichen Zentralfigur („Der





Knabe“) sowie die deutlichen Spuren politischer Zeitgeschichte.

Zwischen Brief und Erzählung gehalten ist der ebenso posthum entdeckte, 1948 an die Freundin Ingeborg Teuffenbach gerichtete Text „Die Schöne im Mohnkleid“ (1996).

Wie also stellt man sich eine solche Person vor? Elend, verzweifelt, klagend? Oder begabt mit unerschrockenem Charme, zäh und durchsetzungsfähig? Alles auf einmal offenbar.

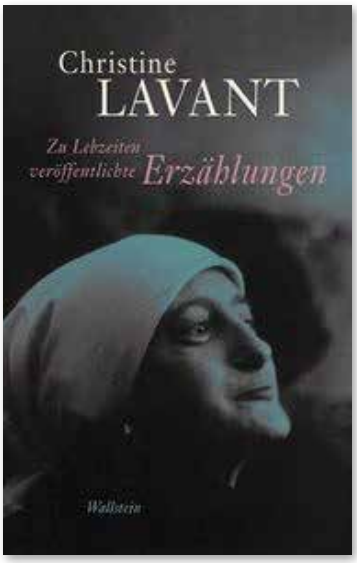
Sie besuchte zwar nur ein paar Grundschulklassen und verwechselte bisweilen „mir“ und „mich“, schrieb jedoch über 1000 formbewusste Gedichte, an die 2000 Briefe und mehr als ein Dutzend Erzählungen. Sie korrespondierte mit Nelly Sachs, Martin Buber, Hilde Domin, Thomas Bernhard und Wieland Schmied, fuhr zu Lesungen und war Gast auf vielen Literaturtagen.

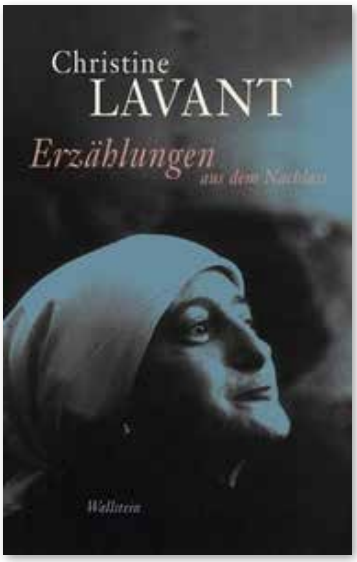
Da sich der Ton trotz wechselnder Formen kaum ändert und die Metaphorik aus einem begrenzten Fundus schöpft, gestaltet sich die Lektüre so stetig wie betäubend. Um und um verbreitet da der Mond sein Licht, die Kräutlein warten und die Liebe ist eine einzige Verzweiflung.

Damit soll Lavants Virtuosität, was Reim, Metrik, Kombinationsgabe und schöne Dunkelheiten betrifft, nicht geleugnet werden. Doch wirken diese Gedichte heute wie aus der Zeit gefallen, sie tragen einem mit „Du“ angeredeten Gott ihre Klagen in einer gleichsam „ewigen“ Sprache vor. Jene singulären Gebilde auszumachen, die konkret genug sind, einem geradewegs ins Herz fahren, erfordert Geduld.

Die Erzählung „Die Türgeschichte“ und umfasst nur drei Seiten, die 1956 in einer Zeitschrift als Vorabdruck aus einem Manuskript erschienen, das mal wieder verloren ging. Diesmal handelt es sich um eine „richtige“ Tür, nämlich die, die in den Ein-Zimmer-Mikrokosmos der Familie Thonhauser führt.

„Das Kind hat mit der rosaroten Stoffkreide auf die braunfleckige Stubentür eine Geschichte geschrieben. Es ist eine sehr lange Geschichte von einem Vater, der mit einem roten Holzkoffer heimkommt, darin hausen sein Rasiermesser, seine Sonntagsschuhe





und eine Sprechpuppe zusammen."
Leider kann niemand die Geschichte entziffern, nur Flecken sind auf dem Holz zu sehen und der größte Fleck entpuppt sich als „der faule Engel", der sogleich mit dem Vater zu reden beginnt. Und so geht es weiter in zauberhafter Melange, Kindliches und Fantastisches und allertrübste Wirklichkeit untereinander mischend. „Zitternd" springt die Tür auf in einen Textraum, der weit über die Klatsch- und Kummergeschichten hinausreicht, die sich die Dorffrauen bei der Mutter des Kindes von der Seele reden.
Liest man ihre Texte unter dem biografischen Aspekt, verwandeln sie sich in eine Beschwörung des Lebens und eine unendliche Bitte um Trost. Dem entspricht ein Brief von ihr: „Solange ich schreibe, bin ich glücklich, wenn es auch oft mit solchen Schwierigkeiten verbunden ist, von denen sich wenige eine Vorstellung machen können. Aber das Schreiben ist halt das einzige, was ich habe."
Damit würde man aber wohl weder der Autorin, noch ihren Texten gerecht werden, wie wohl sie durchaus als Trost- und Erbauungstexte herhalten könnten. Tatsächlich liegt einiges mehr in diesen Gedichten, und ein Geheimnis liegt wohl auch in der Auffächerung ihrer eigentlich kargen Themen.
Christine Lavant lebt und schreibt in einer Zeit, in der traditionelle Werte und Normen ihre Gültigkeit verlieren und mit ihnen auch die Formen der Literatur, zumindest so lang sie sich nicht ins Widerständige wenden. Sie hat sich auch vor dem Bodensatz nationalistischen Stumpfsinns, den sie in ihrer Umgebung durchaus wahrnahm, bewahren können, denn ihre Texte sind frei von all dem. Fabjan Hafner zitiert einmal einen weiteren Brief Christine Lavants: „Ich bin halt ein Kuriosum u. meine geistige Situation liegt außerhalb jeder Norm, und ist so schwer begreiflich, daß ich selbst nur mittels Mystik oder Humor manchmal einen blitzartigen Überblick bekomme." Vielleicht liegt ja im Verweis auf die Mystik, wenn man sie als Formenspiel begreift, der Schlüssel zu der Faszination, die die Texte von Christine Lavant auslösen.

EIN AUTOR AUF WANDERSCHAFT

Simon Berger über Joseph Roth, der vor 80 Jahren gestorben ist

© Kiepenheuer & Witsch

„Ich habe keine Heimat, wenn ich von der Tatsache absehe, dass ich in mir selbst zu Hause bin und mich bei mir heimisch fühle“, bekannte er in einem Brief. Der erste Teil dieses Satzes war seine ewige Klage, der zweite war eine glatte Lüge. Zerrissener als Joseph Roth, der sein Leben zwischen Starjournalismus und Alkohol zubrachte, kann man sich keinen Schriftsteller seiner Zeit vorstellen. Seine Flucht aus Deutschland gleich nach Hitlers Machtergreifung im Januar 1933 war gleichsam nur die dramatische Steigerung einer Flucht vor sich selbst. Über ihre Motive (den psychotischen Vater, den er nie kennenlernte, oder die geistige Erkrankung seiner Frau Friedl Reichler, die er als unheilbar zurücklassen musste) lässt sich nunmehr viel spekulieren, die abschließende Diagnose sollte man ihm hingegen ersparen.

Er sei „ein Ostjude auf der Suche nach einer Heimat“, meinte er. Geboren wurde er am 2. September 1894 in Brody bei Lemberg, gestorben am 27. Mai 1939 in Paris. In seinem 45. Lebensjahr – ausgesehen hat er um Jahrzehnte älter. Brody war damals Grenzstadt der österreichisch-ungarischen Monarchie zum russischen Wolhynien. Seine Mutter Maria Grübel stammte aus einer in Brody ansässigen Familie jüdischer Kaufleute, sein Großvater handelte mit Tuch, seine fünf Onkel mit Hopfen. Roths Vater Nachum Roth stammte aus orthodox-chassidischem Umfeld. Bei der Heirat 1892 war er Getreidehändler im Auftrag einer Hamburger Firma. Als von ihm in Kattowitz eingelagerte Ware veruntreut wurde, musste er zur Regelung der Angelegenheit nach Hamburg reisen. Auf der Rückreise wurde er durch sein Verhalten im Zug auffällig. Er wurde deswegen zunächst in eine Anstalt für Geisteskranke eingewiesen, schließlich seinen westgalizischen Verwandten übergeben, die ihn der Obhut eines russisch-polnischen Wunderrabbis überließen, an dessen Hof ihn Jahre später einer der Onkel Joseph Roths ausfindig machte. Dieser beschrieb den Vater als attraktiven Mann, der unaufhörlich lachte und völlig unzurechnungsfähig gewesen sei. Joseph Roth hat seine Herkunft oft verschleiert und mystifiziert. Vor allem seinen Vater: Er sei der außereheliche Sohn eines österreichischen Offiziers, eines polnischen Grafen oder eines Wiener Munitionsfabrikanten. Auch behauptete er, in Szwaby (Schwaby), einem kleinen Dorf in der Nähe von Brody, geboren worden zu sein, dessen Einwohner mehrheitlich deutschstämmig waren, im Gegensatz zur jüdischen Bevölkerungsmehrheit in Brody. Tatsächlich lag Joseph Roths Geburtshaus in einem Viertel um den Bahnhof von Brody, das damals bei den Einwohnern den Beinamen „Schwabendorf“ oder „Szwaby“ hatte, weil hier die Familien ehemaliger deutscher Einwanderer wohnten. Sein Geburtshaus wurde im sowjetisch-ukrainischen Krieg 1919/1920 zerstört. Der frühe Vaterverlust und in übertragener Form der Verlust des Vaterlandes, nämlich der österreichischen Monarchie, zieht sich als ein roter Faden durch sein Werk.

Roth berichtete von einer von Armut und Dürftigkeit geprägten Kindheit und Jugend. Demgegenüber weisen Fotografien aus der Zeit und die Berichte seiner Verwandten zwar nicht auf Wohlhabenheit, aber auf durchaus bürgerliche Lebensumstände hin: Seine Mutter hatte ein Dienstmädchen, Joseph erhielt Violinunterricht und besuchte das Gymnasium.

In anderer als materieller Hinsicht war die Lage seiner Mutter allerdings tatsächlich prekär: Sie war nicht Witwe, da ihr Mann noch lebte bzw. als vermisst galt. Scheiden lassen konnte sie sich nicht, da dies einen

Scheidebrief (Get) ihres Mannes erfordert hätte, dazu jedoch hätte dieser bei Sinnen sein müssen. Außerdem galt im orthodoxen Judentum Galiziens Wahnsinn als Fluch Gottes, der auf der ganzen Familie lag und die Heiratsaussichten der Kinder deutlich verschlechterte. Deshalb wurde in der Familie über das Schicksal des Vaters geschwiegen, und man nahm lieber das Gerücht hin, Nachum Roth habe sich erhängt.

Die Mutter lebte zurückgezogen und versorgte den Haushalt des Großvaters bis zu dessen Tod im Jahre 1907. Sie konzentrierte sich auf die Erziehung des Sohnes, der abgeschlossen und behütet aufwuchs.

Ab 1901 besuchte Joseph Roth die Baron-Hirsch-Schule in Brody, eine vom jüdischen Eisenbahnmagnaten und Philanthropen Maurice de Hirsch gegründete Handelsschule, die sich, anders als die Cheder genannten orthodoxen Traditionsschulen, nicht auf den religiösen Unterricht beschränkte, sondern wo über Hebräisch und Thorastudium hinaus auch Deutsch, Polnisch und praktische Fächer unterrichtet wurden. Unterrichtssprache war Deutsch.

Von 1905 bis 1913 besuchte Roth das Kronprinz-Rudolf-Gymnasium in Brody. Es ist nicht ganz klar, ob das Schulgeld von 15 Gulden pro Semester (eine erhebliche Summe; in dieser Zeit war allerdings bereits die Kronenwährung eingeführt) von seinem Vormund und Onkel Siegmund Grübel bezahlt wurde, ob er ein Stipendium hatte oder ihm das Schulgeld erlassen wurde. Er war ein guter Schüler. Das Gymnasium hielt für schon bestehende Klassen bis 1914 an Deutsch als Unterrichtssprache fest. Als einziger Jude seines Jahrgangs legte er 1913 die Matura sub auspiciis Imperatoris ab. Auf seine Mitschüler wirkte er teils zurückhaltend, teils arrogant, ein Eindruck, den er auch später bei seinen Kommilitonen an der Wiener Universität hinterließ. In diese Zeit fallen seine ersten Gedichte.

STUDIUM IN LEMBERG UND WIEN

Nach seiner Matura im Mai 1913 übersiedelte Roth nach Lemberg, in die Hauptstadt Galiziens, wo er sich an der Universität Lemberg immatrikulierte. Unterkunft fand er bei seinem Onkel Siegmund Grübel, doch scheint es zwischen dem nüchternen Kaufmann und dem angehenden Dichter bald zu Spannungen gekommen zu sein. Eine mütterliche Freundin für viele Jahre fand er in der damals 59-jährigen Helene von Szajnoda-Schenk, einer gebrechlichen, aber geistig sehr lebhaften und hochgebildeten Dame, die im Haus des Onkels eine Wohnung gemietet hatte. Auch mit seinen Cousinen Resia und Paula verband ihn bald Freundschaft.

Die Atmosphäre Lembergs war damals geprägt von sich verschärfenden Spannungen, nicht nur zwischen den Nationalitäten (an der Universität kam es zu Kämpfen zwischen polnischen und ruthenischen Studenten), auch innerhalb des Judentums

gärte die Auseinandersetzung zwischen Chassidismus, Haskala (Aufklärung) und der immer stärker werdenden zionistischen Bewegung. Inwieweit Roth tatsächlich in Lemberg studiert hat, ist nicht klar. Er hielt sich schon im Herbst 1913 zeitweise in Wien auf, wo er vom 2. bis 9. September 1913 am XI. Zionisten-Kongress teilnahm.

In Brody war Roths Jahrgang der letzte mit Deutsch als Unterrichtssprache gewesen, an der Universität Lemberg war seit 1871 Polnisch die Unterrichtssprache. Dass Roth seine literarische Heimat in der deutschen Literatur sah, war möglicherweise einer der Gründe, Lemberg zu verlassen und sich für das Sommersemester 1914 an der Wiener Universität zu immatrikulieren.

In Wien nahm sich Roth zunächst ein kleines Zimmer im 2. Gemeindebezirk, der Leopoldstadt, wo viele Juden lebten. Im folgenden Semester bezog er mit seiner Mutter, die vor den Wirren des ausbrechenden Ersten Weltkrieges nach Wien geflohen war, eine kleine Wohnung im benachbarten 20. Bezirk, Brigittenau (Wallensteinstraße 14/16). Roth und seine Mutter, später auch die Tante Rebekka (Riebke), lebten in dieser ersten Zeit in recht dürftigen Umständen. Roth war ohne Einkünfte, seine Mutter bezog eine geringe Flüchtlingshilfe. Nach dem Beginn des Ersten Weltkrieges erfolgten die Zuwendungen von Onkel Siegmund wegen der russischen Okkupation nur sporadisch.

Roth begann das Studium der Germanistik. Er legte Wert darauf, in den Prüfungen erfolgreich abzuschneiden und von den Professoren zur Kenntnis genommen zu werden. Im Nachhinein urteilte er negativ über Studenten und Lehrer. Eine Ausnahme bildete Walther Brecht, der Ordinarius für Neuere deutsche Literatur. Heinz Kindermann, Brechts Assistent, wurde zu einer Art Rivale. In der 1916 erschienenen ersten

Erzählung Roths, „Der Vorzugsschüler“, war Kindermann Vorbild für die Hauptfigur Anton Wanzl, einen mit einigem Hass und einiger Kenntnis geschilderten Charakter.

Bald besserte sich die materielle Situation. Stipendien und Hauslehrerstellen (unter anderem bei der Gräfin Trautmannsdorff) erlaubten Roth die Anschaffung guter Anzüge. Mit Bügelfalte, Stock und Monokel beschrieben ihn Zeugen der Zeit als Abbild des Wiener „Gigerls“ (Dandys).

ERSTER WELTKRIEG

Zum wegweisenden Erlebnis wurde für Roth der Erste Weltkrieg und der darauffolgende Zerfall Österreich-Ungarns. Im Gegensatz zu vielen anderen, die bei Kriegsausbruch von nationaler Begeisterung erfasst wurden, vertrat er zunächst eine pazifistische Position und reagierte mit einer Art erschreckten Bedauerns. Doch im Verlauf der Zeit erschien ihm, der als kriegsuntauglich eingestuft worden war, die eigene Haltung als beschämend und peinlich: „Als der Krieg ausbrach, verlor ich meine Lektionen, allmählich, der Reihe nach. Die Rechtsanwälte rückten ein,

die Frauen wurden übelgelaunt, patriotisch, zeigten eine deutliche Vorliebe für Verwundete. Ich meldete mich endlich freiwillig zum 21. Jägerbataillon."

Am 31. Mai 1916 meldete Roth sich zum Militärdienst und begann am 28. August 1916 seine Ausbildung als Einjährig-Freiwilliger. Er und sein Freund Józef Wittlin optierten für das 21. Feldjäger-Bataillon, dessen Einjährigen-Schule sich im 3. Wiener Bezirk befand. Ursprünglich war geplant, das Studium in der Freizeit fortzusetzen.

In die Zeit der Ausbildung fiel der Tod von Kaiser Franz Joseph I. am 21. November 1916. Roth stand im Spalier der Soldaten entlang des Beerdigungszuges: „Der Erschütterung, die aus der Erkenntnis kam, daß ein historischer Tag eben verging, begegnete die zwiespältige Trauer um den Untergang eines Vaterlandes, das selbst zur Opposition seine Söhne erzogen hatte." Der Tod des 86-jährigen Kaisers wird zu einem zentralen Symbol für den Untergang des Habsburgerreiches und den Verlust von Heimat und Vaterland mehrfach in Roths Werken, unter anderem in den Romanen „Radetzkymarsch" und „Die Kapuzinergruft".

Roth wurde nach Galizien zur 32. Infanterietruppendivision versetzt. Von 1917 bis wahrscheinlich zum Kriegsende war er dem militärischen Pressedienst im Raum Lemberg zugeteilt. Roths angebliche russische Kriegsgefangenschaft ist nicht nachweisbar, mögliche Akten oder persönliche Briefe dazu sind nicht erhalten.

Nach Kriegsende musste Joseph Roth sein Studium abbrechen und sich auf den Erwerb des Lebensunterhalts konzentrieren. Bei der Rückkehr nach Wien fand er zunächst Unterkunft bei Leopold Weiss, dem Schwager seines Onkels Norbert Grübel. Nach einem Aufenthalt in Brody geriet er auf dem Rückweg in die Auseinandersetzungen zwischen polnischen, tschechoslowakischen und ukrainischen Einheiten, aus denen er nur mit Mühe zurück nach Wien entkam.

JOURNALIST IN WIEN UND BERLIN

Noch während seiner Militärzeit begann Roth, Berichte und Feuilletons für die Zeitschriften „Der Abend" und „Der Friede" zu schreiben. In „Österreichs Illustrierter Zeitung" erschienen Gedichte und Prosa. Im April 1919 wurde er Redakteur bei der Wiener Tageszeitung „Der Neue Tag", die auch Alfred Polgar, Anton Kuh und Egon Erwin Kisch zu ihren Mitarbeitern zählte. In diesem beruflichen Umfeld gehörte es dazu, Stammgast im Café Herrenhof zu sein, wo Roth im Herbst 1919 seine spätere Frau Friederike (Friedl) Reichler kennenlernte.

Ende April 1920 stellte „Der Neue Tag" sein Erscheinen ein. Roth zog nach Berlin. Dort hatte er zunächst Schwierigkeiten mit seiner Aufenthaltsgenehmigung wegen der Unklarheiten und Fiktionen in seinen Dokumenten. So hatte beispielsweise ein befreundeter Pfarrer ihm einen Taufschein ausgestellt, in dem als Geburtsort Schwaben in Ungarn eingetragen war. Bald erschienen Beiträge von ihm in verschiedenen Zeitungen, darunter die „Neue Berliner Zeitung". Ab Januar 1921 arbeitete er hauptsächlich für den „Berliner Börsen-Courier".

Am 5. März 1922 heiratete er in Wien die am 12. Mai 1900 geborene Friederike (Friedl) Reichler. Die junge Frau war Angestellte in einer Gemüse- und Obsthandelszentrale und wie er jüdisch-galizischer Herkunft. Der attraktiven und intelligenten Frau entsprach das ruhelose Leben an der Seite eines reisenden Starjournalisten nicht. Roth dagegen zeigte Symptome einer fast krankhaften Eifersucht.

Im Herbst 1922 kündigte er die Mitarbeit beim „Börsen-Courier“ auf. Er schrieb: „Ich kann wahrhaftig nicht mehr die Rücksichten auf ein bürgerliches Publikum teilen und dessen Sonntagsplauderer bleiben, wenn ich nicht täglich meinen Sozialismus verleugnen will. Vielleicht wäre ich trotzdem schwach genug gewesen, für ein reicheres Gehalt meine Überzeugung zurückzudrängen, oder für eine häufigere Anerkennung meiner Arbeit.“ Im gleichen Jahr erkrankte Roths Mutter an Gebärmutterhalskrebs und wurde in Lemberg operiert, wo sie der Sohn kurz vor ihrem Tod zum letzten Mal sah.

Ab Januar 1923 arbeitete er als Feuilletonkorrespondent für die renommierte „Frankfurter Zeitung“, in der in den folgenden Jahren ein großer Teil seiner journalistischen Arbeiten erschien. Wegen der Inflation in Deutschland und Österreich und der deshalb abwechselnd relativ schlechteren wirtschaftlichen Lage pendelte Roth in dieser Zeit mehrfach zwischen Wien und Berlin und schrieb außer für die FZ auch Artikel für die „Wiener Sonn- und Montagszeitung“, das „Neue 8-Uhr-Blatt“ (Wien), „Der Tag“ (Wien) und das „Prager Tagblatt“ sowie für den deutschsprachigen „Pester Lloyd“ in Budapest.

Während dieser Zeit arbeitete er auch an seinem ersten Roman, „Das Spinnennetz“, der im Herbst 1923 als Fortsetzungsroman in der Wiener „Arbeiter-Zeitung“ abgedruckt wurde, aber unvollendet blieb.

Der Protagonist des Romans, Leutnant Theodor Lohse, hasst Sozialisten und Juden. Er beginnt nach dem Ersten Weltkrieg als Student der Rechte in Berlin und verdingt sich als Hauslehrer bei einem jüdischen Juwelier. Das Sich-Einfügen ins ungewohnte zivile Leben fällt ihm schwer. Er kündigt beim Juwelier und wird Mitglied der Münchner „Organisation S II“.

Lohse lernt den Detektiv Günther Klitsche kennen, der sich unter falschem Namen als Spion bei Sozialisten einschleicht, um sie anschließend an die Polizei zu verraten. Theodor tötet Klitsche, vertuscht den Totschlag und nimmt seine Stelle ein. Gern möchte Theodor den von ihm verehrten Ludendorff in München besuchen, aber Direktkontakt ist untersagt. Theodor ist in der Presselandschaft völlig unbekannt. Täglich schreibt die Presse über Adolf Hitler und den Nationalsozialismus. Lohse kommt bei der Reichswehr in der Garnison Potsdam unter. Die Untergebenen in seiner Kompanie gewinnt er für sich, indem er nicht bestraft, sondern nur rügt.

Benjamin Lenz, ein Jude aus Lodz, der im Krieg Spion war, arbeitet gelegentlich mit falschem Material. Er versorgt nicht nur Theodor mit Meldungen, sondern ebenso den Gegner. Es stellt sich heraus, dass Benjamin alles über Lohse, inklusive des Mords an Klitsche, weiß. Notgedrungen verbündet sich Lohse mit Lenz, welcher ihn kurz darauf denunziert. Lohse wird am Alexanderplatz gegen eine Demonstration von Arbeitern eingesetzt, bei der es zu einer Schlägerei kommt.

Er heiratet das Fräulein Elsa von Schlieffen, die ebenfalls national gesinnt und Judenfeindin ist. Lenz bezahlt die Hochzeitsfeier. Zwar scheidet Theodor aus der Reichswehr aus, doch er verhört weiter die „inneren Feinde“, und lässt sie für „ungebührliche Antwort auf der Stelle“ mit Folter büßen. Theodor ertappt Benjamin, wie er ihn ausspioniert. Er ist letztendlich machtlos, denn Benjamin weiß zu viel.

Im Jahr 1924 erschienen die Romane „Hotel Savoy“, in dem ein Kriegsgefangener 1919 aus Sibirien in seine polnische Heimatstadt zurückkehrt, und „Die Rebellion“. Es geht um den 45-jährigen Andreas Pum, der im Krieg ein Bein verloren hat, „dafür“ zwar eine Auszeichnung, aber nicht einmal eine Prothese bekam. Er wird von Fahrgästen einer Straßenbahn zu einem der Sündenböcke für das Nachkriegselend abgestempelt, begehrt dagegen auf – und wird dafür bestraft (Delikt: „Bewaffneter Widerstand gegen die Staatsgewalt und Amtsehrenbeleidigung“). Er hatte einen Polizisten mit der Krücke geschlagen, der eine Auseinandersetzung schlichten wollte. Der Invalide war in der Straßenbahn als Simulant und Bolschewik verunglimpft worden, einige Fahrgäste hatten eingestimmt: Russe, Spion, Jude! Im Gefängnis verliert Andreas das Wichtigste, das ein Mensch nötig hat, seinen Glauben. Von seiner Ehefrau will er sich scheiden lassen. Aus dem Gefängnis kommt er mit weißem Haar. Aber einen Freund hat Andreas noch. Der stellt ihn als Wärter in der Toilette des Cafés Halali an. Als Andreas am Arbeitsplatz stirbt, will er die Gnade Gottes nicht. Er will in die Hölle.

Joseph Roths Verhältnis zur „Frankfurter Zeitung“ und dem damals für die Feuilletonredaktion zuständigen Benno Reifenberg blieb nicht frei von Reibungen. Roth fühlte sich nicht hinreichend geschätzt und versuchte dies durch Honorarforderungen zu kompensieren. Als er sich von der Zeitung trennen wollte, bot man ihm an, als Korrespondent in Paris weiterzuarbeiten. Roth nahm an, siedelte im Mai 1925 nach Paris über und äußerte sich in seinen ersten Briefen enthusiastisch über die Stadt. Als er ein Jahr später als Korrespondent von Friedrich Sieburg abgelöst wurde, war er schwer enttäuscht. „Sie ahnen nicht, wieviel privat und die litterarische Carrière betreffend mir zerstört wird, wenn ich Paris verlassse“, schrieb er am 9. April 1926 an Reifenberg.

Zum Ausgleich verlangte er, von der FZ mit großen Reisereportage-Serien beauftragt zu werden. Von August bis Dezember 1926 bereiste er daher die Sowjetunion, von Mai bis Juni 1927 Albanien und Jugoslawien, im Herbst 1927 das Saargebiet,

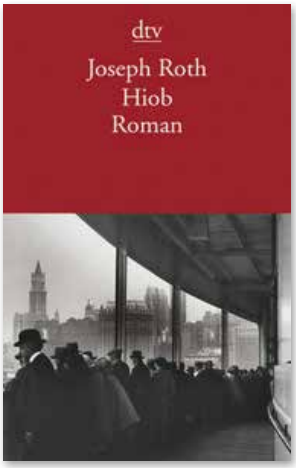
Mit seinem wohl berühmtesten Essay „Juden auf Wanderschaft“ schuf Roth 1927 ein Meisterwerk des literarischen Journalismus und ein Zeitdokument von unschätzbarem Wert. Das Buch kann als Kritik an den Westjuden sowie an der zionistischen Bewegung gelesen werden. Begleitet wird diese Kritik von einer Idealisierung des Ostjudentums, für das er selber als Verräter an der jüdischen Idee gelten musste. Durchzogen ist Roths Buch von seiner Klage über die Verlorenheit des Jüdischen und der wehmütigen Erinnerung an dessen Tradition.

Die wandernden Juden in Europa sind das Sinnbild dafür, dass „nichts in dieser Welt beständig ist, auch die Heimat nicht.“ Und im Nachwort von 1937 ergänzt er: „Zum Wandern verurteilt sind auch die Juden, die in Deutschland geblieben sind. Aus den ganz kleinen Städten müssen sie in größere ziehen, aus den größten in große und, hier und dort aus den großen ausgewiesen, wieder zurück in kleinere. Aber selbst, wenn sie faktisch seßhaft bleiben, welch eine Wande-

rung vollzieht sich mit ihnen, in ihnen, um sie herum! Man wandert von Freunden fort, vom gewohnten Gruß, vom vertrauten Wort … es ist eine Wanderung in eine gelogene, gewollte falsche Nacht. Man wandert vom Schrecken, den man eben erfahren hat, in die Furcht … und man versucht, sich in ihr, der unheimlichen, behaglich und wohlig zu fühlen … Man wandert von einem Nürnberger Gesetz zum andern. Man wandert von einem Zeitungsstand zum andern, als hoffe man, eines Tages würden doch die Wahrheiten feilgeboten … Man bleibt und wandert dennoch: eine Art Akrobatie, derer nur die Unglücklichsten fähig sind, die Sträflinge von Bagno. Es ist das Bagno der Juden."

„Die Flucht ohne Ende" entstand 1927 während seiner Albanienreise und erschien noch im selben Jahr bei Kurt Wolff. Franz Tunda, Oberleutnant der österreichischen Armee, flieht aus russischer Gefangenschaft und wird auf dem langen Heimweg von Irkutsk nach Wien in den russischen Bürgerkrieg hineingezogen. Glücklich daheim angekommen, weiß der Offizier, als einer der Verlierer des Ersten Weltkriegs, nichts mit sich anzufangen. Hilfe von der Nachkriegsgesellschaft kann er weder in Wien noch in Paris erwarten. Der Roman spielt vom August 1916 in Irkutsk bis zum 27. August 1926 in Paris. Zwischendurch agiert der Protagonist in der Ukraine, in Baku, Wien und in einer mittelgroßen deutschen Universitätsstadt am Rhein. „In den Seelen mancher Menschen richtet die Trauer einen größeren Jubel an als die Freude" – Roth selbst meinte einmal, der Roman sei durchaus autobiographisch grundiert.

1926 traten bei seiner Frau Friedl erste Symptome einer geistigen Erkrankung auf, 1928 wurde ihre Krankheit manifest. Sie wurde zunächst in der Berliner Nervenheilanstalt Westend behandelt, dann wohnte sie, von



einer Krankenschwester betreut, eine Zeit lang bei einem Freund ihres Mannes.

Die Krankheit seiner Frau stürzte Roth in eine tiefe Krise. Er war nicht bereit, die Unheilbarkeit der Krankheit zu akzeptieren, hoffte auf ein Wunder, gab sich die Schuld an der Erkrankung: Wahnsinn galt und gilt unter frommen Juden als Strafe Gottes. Eine mögliche Besessenheit durch einen Dibbuk veranlasste ihn zu der (erfolglosen) Konsultation eines chassidischen Wunderrabbis. Während dieser Zeit begann er heftig zu trinken. Auch seine finanzielle Situation verschlechterte sich.

Als auch die Unterbringung bei Friedls Eltern keine Besserung brachte und die Kranke zunehmend in Apathie verfiel und die Nahrung verweigerte, brachte man sie am 23. September 1930 in das private Sanatorium in Rekawinkel bei Wien. Sie hatte ein Körpergewicht von nur noch 32 Kilogramm. Im Dezember 1933 kam sie in die Landes-Heil- und Pflegeanstalt „Am Steinhof" in Wien, schließlich im Juni 1935 in die Heil- und Pflegeanstalt Mauer-Öhling in Niederösterreich. Friedls Eltern wanderten 1935 nach Palästina aus. Roth beantragte die Scheidung von seiner entmündigten

Frau. Am 3. Juli 1940 wurde Friedl Roth in die Tarnanstalt Niedernhart (heute Landes-Nervenklinik Wagner-Jauregg) bei Linz verlegt, eine sogenannte Zwischenanstalt im Rahmen der Aktion T4, von wo sie weiter in die NS-Tötungsanstalt Hartheim verbracht wurde. Friederike Reichler wurde dort in der Gaskammer getötet. Als ihr Todesdatum gilt der 15. Juli 1940.

Die Krankheit seiner Frau blieb für Roth – auch während folgender Beziehungen – eine Quelle von Selbstvorwürfen und Bedrückung. 1929 lernte er Sybil Rares kennen, eine jüdische Schauspielerin aus der Bukowina, die am Frankfurter Schauspielhaus engagiert war, und nahm mit ihr ein kurz andauerndes Verhältnis auf.

Im August 1929 begegnete er Andrea Manga Bell, Tochter der Hamburger Hugenottin Emma Mina Filter und des kubanischen Pianisten Jose Manuel Jimenez Berroa. Sie war verheiratet mit Alexandre Manga Bell, Prince de Douala et Bonanyo aus der ehemaligen deutschen Kolonie Kamerun, Sohn des 1914 von den Deutschen exekutierten Douala-Königs Rudolf Manga Bell, der sie jedoch verlassen hatte und nach Kamerun zurückgekehrt war.

Als Roth sie kennenlernte, war sie Redakteurin für Gebrauchsgraphik bei der Ullstein-Zeitschrift und ernährte so ihre zwei Kinder. Roth war von der selbstbewussten und selbstständigen Frau sofort fasziniert. Bald bezog man zusammen mit den Kindern eine gemeinsame Wohnung. Möglicherweise war Andrea Manga Bell das Vorbild für die Figur der Juliette Martens in Klaus Manns Schlüsselroman „Mephisto“.

Mit „Hiob“ (1930), der ergreifenden Geschichte eines gläubigen Juden und seiner Familie, die von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht werden, schuf Joseph Roth wohl einen seiner schönsten Romane. Mendel Singer „war fromm, gottesfürchtig und gewöhnlich, ein ganz alltäglicher Jude. Er übte den schlichten Beruf eines Lehrers aus.“ Er führte mit seiner Familie ein bescheidenes Leben, das durch eine Kette von Schicksalsschlägen jäh zerstört wird.

Er weiß sich keinen anderen Rat, als seine Heimat zu verlassen und sich auf den weiten Weg zu seinem Sohn nach Amerika zu machen. Dort erhofft er sich eine glücklichere Zukunft. Doch das Unheil nimmt seinen Lauf. Erst als Mendel Singer zu verzweifeln droht und sich von Gott abwendet, geschieht ein Wunder.

In diesem Roman wird kein Schicksalsschlag ausgelassen – Wahn, Krankheit, Verlust von Heimat. Wie kann der Allmächtige das alles nur zulassen? Die Gottestreue eines gläubigen Juden wird auf eine harte Probe gestellt. Am Ende hadert der strengreligiöse Mendel mit dem Glauben. Wo ist die Barmherzigkeit Gottes? Er beginnt an allem zu zweifeln, was sein Leben bis dahin bestimmt hat. „Ich habe keine Angst vor der Hölle. (...) Alle Qualen der Hölle habe ich schon gelitten. Gütiger als Gott ist der Teufel. Da er nicht so mächtig ist, kann er nicht so grausam sein.“ Das Wiedersehen am Ende mit dem verloren geglaubten Lieblingssohn kommt viel zu unverhofft, um es als echtes Happy End zu verstehen. War es vielleicht die leise Hoffnung Joseph Roths, wenigstens in der Literatur das Gute siegen zu lassen?

RADETZKYMARSCH

Ab Herbst 1930 hatte Joseph Roth an einem Roman geschrieben, um seiner Trauer über den Untergang Habsburgs und des uralten Kaisers und wohl auch über den Untergang des alten Europa Ausdruck zu verleihen.

Er schrieb bei Freunden (etwa bei Stefan Zweig) und in Hotels in Frankfurt, Berlin, Paris, Baden-Baden und im französischen Antibes. Die Arbeit daran konnte er im Sommer 1932 abschließen. Die ersten Exemplare seines großen Meisterwerks „Der Radetzkymarsch“ erschienen Ende August/Anfang September 1932 noch in Berlin.

„Die Trottas waren ein junges Geschlecht. Ihr Ahnherr hatte nach der Schlacht bei Solferino den Adel bekommen. Er war Slowene. Sipolje – der Name des Dorfes, aus dem er stammte – wurde sein Adelsprädikat. Zu einer besondern Tat hatte ihn das Schicksal ausersehn. Er aber sorgte dafür, dass ihn die späteren Zeiten aus dem Gedächtnis verloren.“ So beginnt die Geschichte der dem Kaiserhaus der Habsburger schicksalhaft verbundenen Familie Trotta. Die Erzählung vom Niedergang der in den Adelsstand erhobenen österreichischen Familie wird parallel dem Verfall der Habsburger Monarchie erzählt und damit verknüpft.

Aus einer ärmlichen Bauernfamilie im slowenischen Dorf Sipolje rückt ein Trotta in der Armee zum Rechnungs-Unteroffizier und später zum Gendarmerie-Wachtmeister auf. Nachdem er im Kampf mit bosnischen Schmugglern ein Auge verloren hat, lebt er als Militärinvalide und Parkwächter des Schlosses Laxenburg bei Wien. Sein Sohn Joseph wird Leutnant der Infanterie, der in der Schlacht von Solferino unter Einsatz seines Lebens dem jungen Kaiser Franz Joseph I. das Leben rettet. Als „Held von Solferino“ wird er dafür mit dem Militär-Maria-Theresien-Orden ausgezeichnet, in den Adelsstand erhoben und zum Hauptmann befördert.

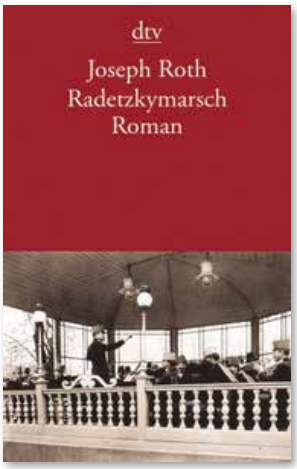
So wird er „zum Ahnherrn eines neuen Geschlechtes“. Nachdem der Hauptmann im Schulbuch seines Sohnes zufällig eine heroisierende Darstellung der Schlacht von Solferino entdeckt und sich darüber (zunächst ohne Erfolg) sogar beim Kaiser beschwert hat, wird er zwar in den Freiherrenstand erhoben, verlässt aber verbittert die Armee und zieht sich nach Böhmen zurück. Seinem Sohn, Franz Freiherrn von Trotta und Sipolje, verbietet er eine Karriere beim Militär. So schlägt dieser eine Beamtenlaufbahn ein und wird schließlich durch die Gunst des Kaisers zum Bezirkshauptmann in der Stadt W. ernannt.

Der Sohn des Bezirkshauptmanns, Carl Joseph Trotta von Sipolje, ist jedoch weder ein schneidiger Soldat wie der Großvater, noch ein kaisertreuer Beamter wie der Vater. Carl Joseph, ein äußerst weicher und feinfühliger Charakter, der nicht aus eigenem Entschluss Leutnant geworden ist, sondern weil er von seinem Vater dazu bestimmt wurde, will eigentlich kein Soldat sein, doch er folgt pflichterfüllend dem Auftrag seiner Familie. Breiten Raum nimmt im dritten Teil des Romans Carl Josephs tragisch endende Liebschaft mit Frau Slama und seine groteske Liebschaft mit Frau von Taußig ein.

Als Leutnant zur Kavallerie ausgemustert, verschlägt es ihn bald zur Infanterie an die russische Grenze, wo Carl Joseph dem Alkohol und der Spielsucht verfällt. Anschaulich und facettenreich wird die Dekadenz des Offiziersstandes dem Untergang der Donaumonarchie und des Kaiserhauses gleichgestellt.

Wie am Anfang des Aufstiegs einer Familie der Einsatz eines Menschenlebens für den Kaiser gestanden ist, steht am Ende ein Opfergang für die namenlosen Kameraden: Carl Joseph fällt im Ersten Weltkrieg beim Versuch, Wasser für seine Soldaten zu holen. Der adelige Zweig der Familie Trotta erlischt mit ihm. Zwei Jahre später (am Tag der Beisetzung Kaiser Franz Josephs!) stirbt dann auch der Bezirkshauptmann.

Ein Nachkomme des eingangs erwähnten



Parkwächters von Schloss Laxenburg ist auch der bürgerliche Franz Ferdinand Trotta, den Joseph Roth zur Hauptperson seines 1938 erschienenen Romans „Die Kapuzinergruft“ machte. Sein Großvater war ein Bruder des „Helden von Solferino“.

Am 30. Januar 1933, dem Tag von Hitlers Ernennung zum Reichskanzler, verließ Roth Deutschland. In einem Brief an Stefan Zweig urteilte er: „Inzwischen wird es Ihnen klar sein, daß wir großen Katastrophen zutreiben. Abgesehen von den privaten – unsere literarische und materielle Existenz ist ja vernichtet – führt das Ganze zum neuen Krieg. Ich gebe keinen Heller mehr für unser Leben. Es ist gelungen, die Barbarei regieren zu lassen. Machen Sie sich keine Illusionen. Die Hölle regiert.“

Joseph Roths Bücher wurden Opfer der Bücherverbrennungen durch die Nationalsozialisten. Roth wählte als Ort seines Exils zunächst Paris, unternahm aber diverse, teils mehrmonatige Reisen, unter anderem in die Niederlande, nach Österreich und nach Polen.

Im Februar/März 1937 reiste er nach Polen und hielt auf Einladung des polnischen PEN-Klubs eine Reihe von Vorträgen. Dabei unternahm er einen Abstecher ins damals polnische Lemberg, um seine Verwandten zu besuchen, die alle Opfer der Shoa wurden.

Anders als vielen emigrierten Schriftstellern gelang es Roth, nicht nur produktiv zu bleiben, sondern auch Publikationsmöglichkeiten zu finden. Seine Werke erschienen in den niederländischen Exilverlagen Querido und de Lange sowie in dem christlichen Verlag De Gemeenschap. Unter anderem deshalb hielt er sich während seines Exils mehrfach in den Niederlanden und Belgien auf (Mai 1935 in Amsterdam und 1936 längere Aufenthalte in Amsterdam und Ostende). Darüber hinaus verfasste er Beiträge für die von Leopold Schwarzschild herausgegebene Exilzeitschrift „Das neue Tage-Buch“.

EMIGRATION

Als er emigrieren musste, folgte ihm Andrea Manga Bell mit ihren Kindern. Im Laufe der Zeit kam es zwischen den beiden zu Spannungen, für die Roth die durch die Versorgung der Familie Manga Bells entstehenden finanziellen Probleme verantwortlich machte („Ich muss einen Negerstamm von neun Personen ernähren!“). Andrea Manga Bell schreibt dagegen später über diese Zeit in einem Brief, sie habe von ihrem Bruder in Hamburg Geld aus ihrem Erbe erhalten. „Das Geld, das er mir mit Lebensgefahr über Holland hat zukommen lassen, hat Roth restlos versoffen. Daher enterbt. Ich habe von früh am Morgen für Roth gearbeitet, auf Spiritus gekocht, auch für seine Freunde, alle Korrespondenz und Manuskripte getippt bis nachts um 2 Uhr.“ Wahrscheinlichere Ursache für die Streitigkeiten und das endgültige Zerwürfnis Ende 1938 war auch Roths extreme Eifersucht.

Anfang Juli 1936 war Roth auf Einladung Stefan Zweigs nach Ostende gereist, wo er der dort seit kurzem in der Emigration lebenden Schriftstellerin Irmgard Keun begegnete. Beide interessierten sich sofort füreinander. Irmgard Keun: „Da hatte ich das Gefühl, einen Menschen zu sehen, der einfach vor Traurigkeit in den nächsten Stunden stirbt. Seine runden blauen Augen starrten beinahe blicklos vor Verzweiflung, und seine Stimme klang wie verschüttet unter Lasten von Gram. Später verwischte sich der Eindruck, denn Roth war damals nicht nur traurig, sondern auch der beste und lebendigste Hasser."

Von 1936 bis 1938 lebten die beiden in Paris zusammen. Egon Erwin Kisch bescheinigte dem Paar einen Hang zum Alkoholexzess: „Die beiden saufen wie die Löcher". Keun begleitete Roth auf seinen Reisen, unter anderem bei seinem Besuch in Lemberg zu Weihnachten 1936, wo er sie seiner alten Freundin Helene von Szajnoda-Schenk vorstellte.

Auch diese Beziehung zerbrach schließlich. Nach Aussage Irmgard Keuns war wiederum Roths Eifersucht die Ursache: „Nicht einmal austreten konnte ich, ohne dass er unruhig wurde. Schlief ich ein, so hatte er seine Finger in meinem Haar eingewühlt, auch noch, wenn ich aufwachte. (…) Durch seine wahnsinnige Eifersucht fühlte ich mich immer mehr in die Enge getrieben, bis ich es nicht mehr aushielt, bis ich unbedingt ausbrechen musste. In Paris verließ ich ihn mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung und ging mit einem französischen Marineoffizier nach Nizza."

In den letzten Jahren verschlechterte sich Roths finanzielle und gesundheitliche Situation rapide. Im November 1937 wurde sein Aufenthaltsort für zehn Jahre, das Hotel Foyot in der Pariser Rue de Tournon, wegen Baufälligkeit abgerissen. Er zog vis-a-vis in ein Zimmer über seinem Stammcafe, dem Café Tournon. Am 23. Mai 1939 wurde Roth in das Armenspital Hôpital Necker eingeliefert, nachdem er (angeblich nach Erhalt der Nachricht vom Selbstmord Ernst Tollers) im Café Tournon zusammengebrochen war. Am 27. Mai starb er an einer doppelseitigen Lungenentzündung. Der letale Verlauf der Krankheit wurde durch den abrupten Alkoholentzug (Alkoholdelirium) begünstigt.

Am 30. Mai 1939 wurde Roth auf dem zu Paris gehörenden Cimetière parisien de Thiais in Thiais, südlich der Hauptstadt, beerdigt. Die Beisetzung erfolgte nach „gedämpft-katholischem" Ritus, da kein Beleg für die Taufe Roths erbracht werden konnte. Bei der Beerdigung kam es beinahe zu Zusammenstößen zwischen den sehr heterogenen Beteiligten der Trauergesellschaft: österreichische Legitimisten, Kommunisten und Juden reklamierten den Toten jeweils als einen der ihren. Das Grab liegt in der katholischen Sektion des Friedhofs („Division 7". Die Inschrift auf dem Grabstein lautet: écrivain autrichien – mort à Paris en exil („österreichischer Schriftsteller – gestorben in Paris im Exil").

Seine letzte feste Wohnung hatte Joseph Roth 1922 mit Friedl in Berlin bezogen, wo er seinen ersten Roman „Das Spinnennetz“ schrieb. Vom Ende des Jahres 1923 an bis zu seinem mit 44 Jahren erschreckend frühen Ende am 27. Mai 1939, wohnte er nur noch in Hotels und führte ein Nomadenleben zwischen Wien, Paris und Amsterdam. „Ich habe noch nie die Fähigkeit gehabt, Möbel und dergleichen zu verstehen“, erklärte er. „Ich scheiße auf Möbel. Ich hasse Häuser.“

Wenige Monate nach seinem Tod erschien die grandiose Novelle „Die Legende vom heiligen Trinker“.

Die Legende: Andreas, der Trinker, ein Mann von Ehre, will geliehenes Geld zurückbringen, kommt aber nicht dazu, eben, weil er trinkt. In den letzten Wochen seines Lebens, im Frühling 1934, geschieht dem obdachlosen Trinker Andreas Kartak aus Olschowice im polnischen Schlesien eine ganze Serie von Wundern. Andreas war früher, wie sein Vater, als Kohlenarbeiter beschäftigt. Weil man in Frankreich Kohlenarbeiter gesucht hatte, war er dorthin gegangen und hatte in den Gruben von Quebecque gearbeitet. Einquartiert war er bei dem Ehepaar Schebiec gewesen, hatte mit Frau Karoline geschlafen, war vom Ehemann ertappt worden und hatte ihn in Notwehr erschlagen. Dafür hatte Andreas zwei Jahre im Gefängnis gesessen.

Andreas, nun Pariser Stadtstreicher geworden, nächtigt gewöhnlich unter den Seine-Brücken. Das erste Wunder: Ein fremder Herr leiht Andreas 200 Francs. Der Obdachlose soll den Betrag bei der Statue der heiligen Therese von Lisieux in der Kapelle Ste-Marie des Batignolles hinterlegen. Andreas vertrinkt das Geld, besinnt sich aber, verdient 200 Francs durch ehrliche Arbeit und vergeudet diese wieder.

Zu dem Wunder, Geld durch Arbeit zu verdienen, gesellen sich weitere: Andreas kauft eine gebrauchte Brieftasche zur Aufbewahrung des Geldregens und findet darin 1000 Francs. Zudem begegnet er einem ehemaligen Schulkameraden, der für ihn sorgt. Und seine ehemalige Geliebte Karoline, die mit ihm ihre Ehe gebrochen hatte, läuft ihm über den Weg, zieht mit ihm durch Paris und schläft mit ihm. Andreas macht sich aber aus dem Staub, weil ihm Karoline zu schnell gealtert ist.

Das kann er sich leisten, denn die Wunder dauern an. Ihm begegnen entgegenkommende junge Frauen, zutrauliche junge Mädchen. Eine heißt Therese – jene oben erwähnte Heilige, nimmt der nicht ganz nüchterne Trinker an. Aber Therese ist aus Fleisch und Blut, nicht die, für die sie gehalten wird. Sie nimmt auch kein Geld von Andreas. Ganz im Gegenteil, Therese schenkt Andreas einen 100-Franc-Schein, gerade als der Trinker sich an der Theke den nächsten Pernod genehmigen möchte. Dazu kommt es nicht.

Der Trinker fällt um und stirbt. Der abschließende Kommentar des Erzählers: „Gebe Gott uns allen, uns Trinkern, einen so leichten und so schönen Tod!“

REZENSIONEN:

ROMANE, ERZÄHLUNGEN, GEDICHTE

Adamesteanu, Gabriela

Verlorener Morgen

Roman. Berlin: Die Andere Bibliothek 2019. 579 S. - fest geb. : € 43,20 (DR)

ISBN 978-3-8477-0404-1

An einem trüben Wintermorgen Anfang der 1980er-Jahre in Bukarest zieht die ehemalige Schneiderin und Ladenbesitzerin Vica Delca ihren schon etwas verblichenen blauen Mantel an, schließt erleichtert die Tür hinter ihrem Mann, den sie nur „das alte Rindviech“ nennt, und verlässt das Haus. Ab diesem Moment entfaltet sich ein grandioser Bewusstseinsstrom. Die über siebzigjährige Vica macht sich mit der Straßenbahn auf den Weg quer durch Bukarest, um zunächst ihre Schwägerin zu besuchen und anschließend zur Villa der Familie Ioaniu, die auch schon bessere Tage gesehen hat, zu fahren.

Kunstvoll erzählt Gabriela Adamesteanu in ihrem Roman „Verlorener Morgen“, der 1983 im Original erschienen ist, von Dingen und Gegebenheiten und Geschehnissen aus den letzten siebzig Jahren, virtuos schaltet sie in der erzählten Zeit hin und her – und das an einem einzigen Tag. Sophie Ioaniu hatte der Schneiderin Vica vor ihrem Tod versprochen, dass sie von ihrer Tochter Ivona alle zwei Monate fünfzig Lei erhalten werde. Denn Vica war schon mit sechzehn oder achtzehn, so genau erinnert sie sich nicht, als Lehrmädchen in das Modeatelier von Sophies Schwester engagiert worden.

Was die Figuren denken, was sie fühlen, wie die historischen Ereignisse Gewalt erlangen über die Körper, Gefühle und das Denken der Menschen – das alles wird Teil des Bewusstseinsstroms der Figuren. Der Terror der späten Ceaucescu-Jahre färbt in der Erzählung auch noch auf die Schilderungen von früher ab, etwa wenn immer wieder von den Emigranten die Rede ist, vor allem von Ivonas Sohn Tudor, der, wegen seiner Familie gebrandmarkt, in den 1970er-Jahren in den Westen ging.

Die Lebensfreude und der Humor von Vica wirken ansteckend. Ihre direkte Sprache steht in Kontrast zu der des großbürgerlichen Mittelteils des Romans vom Beginn des Ersten Weltkriegs. Er ist mit französischen Einsprengseln durchsetzt, ja gleichsam parfümiert, denn im Salon des Professors Mironescu ging es vornehm zu. Nun aber fällt es seiner Tochter Ivona, einst Yvonne genannt, schwer, Vica die versprochenen fünfzig Lei zu geben.

Dieser große Roman von Gabriela Adamesteanu ist so etwas wie die rumänische Suche nach der verlorenen Zeit, er umfasst bewegte Zeiten. Seine Handlung deckt das gesamte 20. Jahrhundert ab und seine Stimmen tragen durch die Jahrzehnte. Solcherart entsteht ein Panorama, die Geschichte eines ganzen Landes, gespiegelt in all den Erlebnissen von Menschen aus allen Gesellschaftsschichten. Kurz: Ein Meisterwerk.

Peter Klein

Almstädt, Eva

Ostseeangst

Pia Korittkis vierzehnter Fall. Kriminalroman
Köln: Bastei Lübbe 2019.
414 S. - br. : € 10,30 (DR)

ISBN 978-3-404-17821-6

Eva Almstädts Ostseekrimis zählen immer zu den Highlights der Krimineuerscheinungen des Jahres. „Ostseeangst" ist der vierzehnte Fall für die Kommissarin Pia Korittki. Nach dem Unfalltod ihres Freundes gerät ihr Leben immer mehr aus den Fugen. Das führt soweit, dass ihr Vorgesetzter ihr eine Auszeit empfiehlt. Doch zu Hause fällt ihr die Decke auf den Kopf, sie braucht die Arbeit.

Da wird sie mit einem neuen Fall konfrontiert. Nach einer Kajaktour geht die Gruppe von Jugendlichen mit ihrem Fahrtenbetreuer und der Gruppenleiterin an Land. Da finden die Burschen in der Asche eines Lagerfeuers eine verkohlte, abgetrennte menschliche Hand. Die Lübecker Mordkommission ermittelt, die Kommissarin und ihr Team suchen die übrige Leiche. In der folgenden Nacht verschwindet die Gruppenleiterin aus der Jugendherberge spurlos. Wenig später wird in einem nahe gelegenen Stall ein abgetrennter Unterarm gefunden, der nicht zu der abgetrennten Hand passt. Pia Korittki stellt sich die Frage, ob ein Serienmörder in dieser Gegend sein Unwesen treibt.

Der Kriminalfall entwickelt sich ganz anders als der Leser erwartet. Nicht nur, weil das Buch ein gewisses Maß an grausigen Sequenzen aufweist, ist es überaus spannend, sondern wie immer versteht es die Autorin, die Geschichte so voranzutreiben, dass der Leser nicht zu lesen aufhören kann. Auch verfolgt man die Arbeit der sympathischen Kommissarin Pia Korittki mit großem Interesse. Eine Lektüre für den Urlaub.

Peter Lauda

Bomann, Anne Cathrine

Agathe

Roman. München: hanserblau 2019.
155 S. - fest geb. : € 16,50 (DR)

ISBN 978-3-446-26191-4

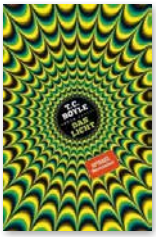
Anne Cathrine Bomanns Debütroman erinnert an das Prinzip einer Fallstudie. Es ist der Fall eines Pariser Psychiaters kurz vor dem Ruhestand. Sie beschreibt das in gleichmäßigen Bahnen verlaufende und fast in Routinen erstarrte Leben dieses Mannes, der am Beginn des Buches beginnt, die Zahl der noch abzuleistenden Therapiesitzungen bis zu seiner Pensionierung zu errechnen. Die Beschreibung seines Alltags skizziert Bomann in einfachen und eindrücklichen Bildern: „Die Zeit lief durch mich hindurch wie Wasser durch einen rostigen Filter, den niemand Lust hat zu wechseln."

Die einzige Abwechslung scheinen die unterschiedlichen Patienten und Patientinnen mit ihren verschiedenen Stimmungslagen und Geschichten zu bilden. Die verlässliche

Stütze der Praxis ist Madame Surrugue, die Sekretärin des Arztes, die mit ihm den Kalender durchgeht und seine Termine verwaltet. Nachdem für ihn klar ist, dass seine Zeit als praktizierender Psychiater zu Ende geht, gibt er ihr klare Anweisungen, keine neuen Patienten aufzunehmen. Doch Madame Surrugue kann sich nicht gegen Madame Durand erwehren, die auf Empfehlung eines therapeutischen Kollegen just zu dieser Zeit in die Praxis schneit und auf einen Termin besteht. Sie besteht auch dem Psychiater gegenüber, sie „Agathe“ und nicht Madame Durand zu nennen. Dieser Abweichung folgt just auch ein längerer Ausfall der treuen Sekretärin aus privaten Gründen und die Geschichte nimmt ihren zügellosen Lauf und das gleichmütige Leben des Arztes erhält eine erfrischende und belebende Wende.

Schnörkellos und klar und mit viel Hintergrundwissen erzählt Bomann diese kleine große Geschichte eines Mannes und dem Glück einer Lebenswende.

Julie August



Boyle, T. C.

Das Licht

Roman. München: Hanser 2019.
380 S. - fest geb. : € 25,70 (DR)

ISBN 978-3-446-26164-8

Aus dem Engl. von Dirk van Gunsteren

Der neueste Roman von T.C. Boyle ist ein historischer Roman, der sich mit einem überaus unaktuellen Thema befasst, mit LSD. In den 1960er Jahren entwickelt der Harvard-Professor und Psychologe Timothy Leary das synthetische Mittel LSD als Erweiterungsmittel des Bewusstseins der Persönlichkeit. Heutzutage verwendet die Wissenschaft LSD als Therapiemittel gegen Todesangst.

Doch damals schart der Wissenschaftler einen Kreis von Freunden um sich, um mit neuartigen Experimenten unter seriösem wissenschaftlichen Mantel mit den Drogen Bewusstseinserweiterung zu betreiben. Dabei kommt es zu Sexorgien, schließlich wird LSD auch an Kindern und Jugendlichen ausprobiert. Es sollte eine neue Revolution werden. Auch sein Student Fitz, der an seiner Doktorarbeit schreibt, wird von Professor Leary eingeladen. Er nimmt die Einladung an, weil er sich dadurch einen wichtigen Karriereschritt erwartet.

Und auch Fitz wird mitgerissen. Mit seiner Frau Joanie und seinem Sohn Corey schließt er sich der Leary-Truppe an. Zuerst fahren sie nach Mexico, wo sie in Zihuatanejo eine schöne und entspannte Zeit erleben, bis sie die Polizei des Staates verweist. In Millbrook findet man ein feudales Zuhause, doch Partys und Exzesse, Partnertausch und Orgien mit fremden Personengruppen zerstören nicht nur Persönlichkeiten, bringen diese in Abgründe, sie zerstören auch Fitz’ Familie. Am Schluss begibt sich der Student mit Leary auf einen exzessiven Trip.

Die Kunst von T.C. Boyle schafft es, aus einem unaktuellen Thema, mit dem sich kaum jemand mehr beschäftigt, einen packenden und faszinierenden Roman zu fabrizieren, den man mit Aufregung und Spannung liest. Das machen wohl sein Stil und seine Sprache aus, für die er berühmt ist. Ein sehr beachtenswertes Buch!

Peter Lauda

Camilleri, Andrea

Das Nest der Schlangen

Commissario Montalbano ringt um Fassung.
Roman. Köln: Lübbe 2019.
267 S. - fest geb. : € 22,70 (DR)

ISBN 978-3-7857-2627-3

Aus dem Ital. von Rita Seuß und Walter Kögler

Der bereits 2013 in Italien erschienene Kriminalroman mit Commissario Montalbano konfrontiert diesen mit einem Familiendrama voller dunkler Abgründe. Der Buchhalter Cosimo Barletta wird ermordet aufgefunden. Ein tödliches Gift in einem Kaffee ließ ihn in seinem Stuhl erstarren, doch durch einen in seinem Nacken angesetzten Todesschuss sackte er anschließend auf dem Frühstückstisch zusammen. Die Frage ist, gab es zwei Mörder? Eine unglaubliche Tat! Schließlich stellte man fest, dass das Gift im Kaffee ihm den Tod gebracht hat. Aber warum dann der Schuss?
Die Ermittlungen zeigen, dass Barletta ein sündiges Leben geführt hat. Zahlreiche Liebschaften kostete er bis zum Exzess aus. War er einer seiner jungen Liebschaften überdrüssig, wandte er sich einer nächsten Blondine zu. Als er sein Testament ändern wollte, erweiterte sich der Kreis der möglichen Täter. Commissario Montalbano hat nicht wie gewöhnlich bloß Ärger mit seiner Geliebten Livia, auch weigert sich seine Köchin für ihn zu kochen, wenn Livia bei ihm weilt. Weiters strengen ihn schließlich in seinem Alter auch die Ermittlungen an. Erholung findet er nur auf seiner Terrasse bei einer Zigarette und auf das Meer blickend.
Obwohl der wohl erfolgreichste zeitgenössische Autor Italiens in einem betagten Alter ist, begeistert er alljährlich mit einem neuen Montalbano-Krimi. Ein Meisterwerk, das seinen Leser von der ersten Seite an fesselt. Auch die Beschreibung diverser Speisen lassen möglicherweise in düsteren Winter- und Frühlingsabenden den Einen oder Anderen eine Reise ins sonnige Sizilien planen. Wie immer empfehlenswert!

Peter Lauda

Dabrowski, Tadeusz

Eine Liebe in New York

Roman. Frankfurt: Schöffling 2019.
138 S. - fest geb. : € 18,50 (DR)

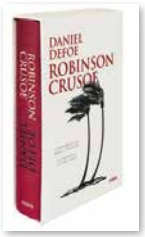
ISBN 978-3-89561-467-5

Aus dem Poln.v. Renate Schmidgall

Ein schwarzes Quadrat auf dem Buchcover seines Lyrikbandes führt den Ich Erzähler, der gerade als Literaturstipendiat in New York lebt, mit der Architektin Megan in der New Yorker U-Bahn ins Gespräch und bald auch nach einer ersten Verabredung zum Abendessen ins Bett ihres Appartements. Der junge Lyriker saugt die Intensität und Leichtigkeit der für ihn äußerst anziehenden Frau auf, während er für sie lediglich eine willkommene Abwechslung in ihrem temporeichen und chaotischen Alltag zu sein scheint. Er streift einsam durch New York auf der Suche nach

Inspiration für seine Texte und bald auch mit einer gewissen Getriebenheit und Rastlosigkeit auf der Suche nach Megan, die seine Anrufe unerwidert lässt.
Dabrowksi reanimiert den alten literarischen Topos von der Weiblichkeit der Stadt und der Stadt als Geliebten, indem er seine Wahrnehmungen der Stadt mit den Begegnungen zwischen seinem Ich-Erzähler und Megan montiert. Die Fremdheit und Andersartigkeit die der aus Polen stammende Ich-Erzähler in New York erlebt, drücken sich in den Begegnungen mit Megan aus, die immer wieder spontan auf- und abtaucht. So wie der junge Stipendiat von der Stadt immer wieder aufs Neue aufgenommen und wieder ausgestoßen wird, gestaltet sich auch der Rhythmus dieses Erstlings von Tadeusz Dabrowski, der sich bereits als Lyriker einen Namen gemacht hat. Wie ein belebendes Tonikum wirken die Begegnungen mit der jungen Frau auf den jungen Dichter bei seiner poetischen Selbsterkundigung in diesem stillen, aber beachtlichen Debütroman.

Julie August



Defoe, Daniel

Robinson Crusoe

Roman. Hamburg: Mare 2019.
416 S. - fest geb. : € 43,10 (DR)

ISBN 978-3-86648-291-3

Mit diesem Werk, das unmittelbar nach seiner Veröffentlichung 1719 in London reißenden Absatz fand, hat der Kaufmann, Journalist und frühe Aufklärer Daniel Defoe Literaturgeschichte geschrieben. Indem er die wahren Erlebnisse des Seefahrers Alexander Selkirk ausschmückte und zu dem fiktionalen Lebensbericht eines Mannes namens Robinson Crusoe verarbeitete, schuf er die Figur des Schiffbrüchigen schlechthin, etablierte mit der Robinsonade ein eigenes, von zahlreichen Romanen und Filmen zitiertes Motiv, erreichte eine weltweite Leserschaft und gilt heute als ein wichtiger Begründer der modernen europäischen Erzählliteratur und des Abenteuerromans.
Die Neuübersetzung von Daniel Defoes „Robinson Crusoe“ von Rudolf Mast, die hier in einer kommentierten, aufwändig ausgestatteten und bibliophilen Ausgabe erscheint, liest sich angenehm und gut. Ein guter Grund, Defoes großartigen Roman wieder einmal zu lesen!

Bernhard Preiser

Dinic, Marko

Die guten Tage

Roman. Wien: Zsolnay 2019.
240 S. - fest geb. : € 22,70 (DR)

ISBN 978-3-552-05911-5

Der Erzähler, ein junger Mann Ende 20, steigt in Wien in den Bus nach Belgrad, wo er aufgewachsen ist. Zehn Jahre hat er diese Reise vermeiden können, denn dort wird er den verhassten Vater wieder treffen. Doch nun ist Oma gestorben. Das Unterwegssein im Bus

als Nicht-Ort ist gleichsam eine Metapher für eine Form von Heimatlosigkeit. Viele Passagiere sind Gastarbeiter, die nie zu Österreichern wurden. Sie haben am Bau gearbeitet, nun würden sie ihre Pension gern in ihrer alten Heimat genießen. Aber dort gehören sie auch nicht mehr richtig dazu. Unterwegs rekapituliert er seine eigene Kindheit und Jugend: „Ich liebte Milošević. Ich liebte ihn, weil mein Vater, der Trottel, ihn auch liebte."
Schimpfend erzählt er seinem Sitznachbarn im Bus, der sich als arbeitsloser Elektriker ausgibt, von seinem Vater, einem kleinkarierten Beamten, Opportunisten und Nationalisten. Der Sitznachbar, der ihm immer weiter Fragen stellt, amüsiert sich großartig. Diese Fragen zwingen ihn zum Nachdenken über seine Familie und über sich selbst: „Nun, Ihr Vater ist ein Schwein. Und weiter?" Und: „Worin besteht die Schuld Ihrer Eltern?" Glaubt man dem Erzähler, dann besteht die Generation der Väter in Serbien fast nur aus Kriegsverbrechern und Frauenschändern, die versucht haben, ihren Kindern ebenso den Nationalismus einzutrichtern.
Jene Söhne, die im Land geblieben sind, entwickelten sich also zu verkommenen Existenzen. Er selbst, der mit der Unterstützung der Großmutter vor dem Einfluss des Vaters nach Wien fliehen konnte, kam auch nicht ganz unbeschadet davon, ist jedoch immerhin unterwegs. Doch in der Stadtrandsiedlung Belgrads, als er seinem Erzeuger gegenübersteht, ist er enttäuscht – dieser ist nicht nur merklich älter geworden, sondern auch umgänglicher und durchaus sensibel. Ohne den Hass auf den Vater fällt der Sohn gleichsam in sich zusammen.
Der in Wien lebende und auf Deutsch schreibende Serbe Marko Dinic legt hier eine lebendige balkanische Road Novel vor, beginnend in Erdberg, mit dem Ziel Belgrad. Ein gelungenes Debüt, das einen die Hintergründe und Grundlagen des balkanischen Nationalismus anhand einer Familiengeschichte en détail vorführt.

Simon Berger

Dries, Maria

Der Kommissar und das Biest von Marcouf

Philippe Lagarde ermittelt. Roman. Berlin: Aufbau 2018. 335 S. - br. : € 10,30 (DR)

ISBN 978-3-7466-3453-1

Der neunte Roman mit dem Kommissar Lagarde entführt den Leser wieder in die reizvolle Normandie. Auf der einsamen Vogelinsel Ile de Terre werden einem Liebespaar die Kehlen durchgeschnitten. Als Philippe Lagarde an den Tatort gerufen wird, erwartet ihn ein grausiger Anblick. Der Kommissar erkennt zwar, dass der Täter eine Botschaft hinterlassen hat. Doch Lagarde kann den Hinweis nicht deuten, um auf die richtige Spur zu kommen.
So kommt es, wie es kommen muss! Wenig später findet ein Jäger zwei weitere Leichen. Diese sind bereits skelettiert, was darauf hinweist, dass deren Tod schon länger zurückliegt. Dennoch scheint es ein Muster zu geben, das die beiden Doppelmorde verbindet. Auch wird in der Nähe des Tatorts ein unheimlicher Mann beobachtet, der aus dem Nichts auftaucht und wieder spurlos verschwindet. Hat er etwas mit den Morden zu tun?
Lagarde hat ein Glück, dass er die junge Kollegin Annie Lucas zur Unterstützung vom Gendarmerieposten bekommt. Sie ist besonders

ortskundig und hilft bei den Ermittlungen. Als ein weiteres Liebespaar plötzlich verschwindet und nicht erreichbar ist, ist Feuer am Dach. Commissaire Lagarde kämpft gegen die Zeit. Sucht er nach einem Serienmörder, der Liebespaaren deren Glück nicht gönnt?
Obwohl der neueste Roman nicht ganz an seine Vorgänger in der Qualität heranreicht, wird er seine weibliche Leserfangemeinde spannende Lesestunden bescheren. Die Leser werden der Autorin die Brutalität an manchen Stellen des Romans verzeihen. Auf jeden Fall ist Kommissar Lagarde zu einer Kultfigur der Krimiszene geworden!

Peter Lauda

Elsberg, Marc

Gier

Wie weit würdest du gehen? Roman. München: Blanvalet 2019. 448 S. - fest geb. : € 24,70 (DR)

ISBN 978-3-7645-0632-2

Berlin brennt. Die Menschen demonstrieren auf den Straßen der Stadt. Ein weiterer wirtschaftlicher Kollaps droht. Es ist sozusagen kurz vor der globalen Mitternacht. In dieser Situation soll der Wirtschaftsnobelpreisträger Herbert Thompson, der mit seinem Mitarbeiter Will Cantor in Berlin angereist ist, bei einem Krisengipfel die Lösungsformel präsentieren, die allen Menschen Wohlstand bescheren soll. Doch die beiden sterben bei einem Autounfall auf dem Weg zum Kongress. Ein junger Mann namens Jan beobachtet dies und gerät bald in das Visier der Polizei und unter Verdacht. Gemeinsam mit dem Mathematiker Fitzroy versucht er auf die Spur der Weltformel für allgemeinen Wohlstand zu kommen und ist dabei bald selbst auf der Flucht.
Am Anfang der globalen Ungerechtigkeit steht der rechnende und sich vergleichende Mensch. Der ehemalige Strategieberater und Kreativdirektor Marc Elsberg packt in seinen aktuellen Thriller wohl sein gesammeltes Wissen über die Dynamiken der globalen Marktwirtschaft und die Mechanismen des Turbokapitalismus. Eine Dystopie oder Zukunftsszenario entwirft der Autor jedenfalls nicht. Es ist wohl eher eine Bestandsaufnahme der Gegenwart. Er versetzt seinen temporeichen und manchmal etwas holprig konstruierten Thriller mit Wissen zur Spieltheorie, Psychologie, Soziologie, Mathematik und Biologie. Der Bildungsauftrag des Autors in Form seines neugierigen, wissbegierigen und textbedingt naiv wirkenden jungen Helden hemmt phasenweise das Lesevergnügen.

Julie August

Gaiman, Neil

Zerbrechliche Dinge

Geschichten und Wunder. Köln: Eichborn 2019. 411 S. - br. : € 16,50 (DR)

ISBN 978-3-8479-0655-1

Der vorliegende Band mit Kurzgeschichten erschien erstmals 2010 im deutschsprachigen Raum als Hardcover-Ausgabe bei Klett-Cotta

und wurde wohl angesichts der zunehmenden Bekanntschaft des englischen Autors durch die Verfilmungen seiner Romane (zuletzt durch die Verfilmung seines Romans „American Gods“ als Serie bei einem der bekannten Streaming-Anbieter) nun nochmals von Eichborn als Taschenbuch aufgelegt. Der englische Vielschreiber Gaiman hat unzählige Romane, Kinderbücher und Drehbücher verfasst, die zu Bestsellern wurden.

In der Erzählung „Harlekin Valentin“ in dem vorliegenden Band sagt seine Figur: „Das ist ja das Lustige einer Harlekinade, oder nicht? Wir wechseln unsere Kostüme. Schlüpfen in andere Rollen.“ Die Trickster-Figur des Harlekins ist fast zur zweiten Natur des Autors geworden.

Kein anderer gegenwärtiger Autor wie Gaiman überschreitet so radikal und spielerisch zugleich Genregrenzen, mischt Mythen mit gegenwärtigen Themen, hat ein Referenzsystem der phantastischen Literatur über die Jahrhunderte entwickelt und schöpft aus diesem schier unendlich scheinenden Fundus, um immer neue Geschichten zu gestalten, in denen er stilistisch und inhaltlich experimentiert.

Neil Gaiman hat Verständnis für seine Leserinnen und Leser und so ist jeder der einunddreißig Geschichten eine kurze Einführung gewidmet, die deren Entstehungshintergrund und Motivik erklärt. Eine Mischung aus „Geschichten und Wunder“ unterschiedlicher Qualität, die den Fan freut und dem erstmaligen Leser die Bandbreite von Gaimans Können präsentiert.

Julie August

Grisham, John

Das Bekenntnis

Roman. München: Heyne 2019.
588 S. - fest geb. : € 24,70 (DR)

ISBN 978-3-453-27213-2

Aus dem Amerikan. von Kristiana Dorn-Ruhl, Bea Reiter und Imke Walsh-Araya

Der neueste Roman von John Grisham ist wohl ein eigenartiges Buch, das fasziniert. Heraus fällt jedoch der mittlere Teil des Romans, betitelt „Der Knochenacker“. Dieser Abschnitt beschreibt die Kriegszeit auf der Halbinsel Bataan, als sich die eingeschlossenen Amerikaner den japanischen Truppen ergeben mussten und in einem todbringenden Marsch zu dem philippinischen Militärstützpunkt Camp O’Donnell getrieben wurden, welchen die Japaner zu einem Kriegsgefangenlager gemacht hatten. Tausende Amerikaner und Philippinos wurden gefoltert, durch Enthauptung getötet oder einfach der Hitze ohne Wasser und Essen ausgesetzt.

Doch das Buch beginnt mit dem Jahr 1946, als Pete Banning aus dem Krieg zurückkehrt. Banning ist angesehener Bürger von Clanton und bewirtschaftet Baumwollplantagen, die ihm und seiner Schwester gehören. Seine Frau liebt ihn, seine beiden Kinder Joel und Stella studieren.

Doch eines Tages betritt Pete Banning die Kirche von Clanton und erschießt den angesehenen Pfarrer der Kleinstadt. Banning wird verhaftet, schweigt jedoch beharrlich zu seiner

Tat und wird schließlich zum Tode verurteilt. Das Urteil wird vollstreckt!
Damit kehrt aber kein Frieden in der Gemeinde ein. Während Joels und Stellas Mutter in einer psychiatrischen Klinik behandelt werden, spricht man der Pfarrerswitwe in einem wunderlichen Prozess die gesamten Ländereien und Besitztümer der jungen Leute zu. Werden Joel und Stella jemals die Wahrheit über den Mord erfahren? Was hat die Mutter zu verbergen? Was weiß Bannings Schwester? Erst zum Ende des Buches erfährt der Leser die schreckliche Wahrheit der Familie Banning.
Der neue Roman von John Grisham ist spannend vom Anfang bis zum Ende, dennoch verstört der mittlere Abschnitt des Buches mit minutiösen Schilderungen, die sich vor über siebzig Jahren gegen Ende des Zweiten Weltkriegs ereignet haben.

Peter Lauda

Hadler, Colin

Hinterm Hasen lauert er

Roman. Graz: Edition Keiper 2019.
278 S. - br. : € 18,00 (DR)

ISBN 978-3-903144-72-9

„Hinterm Hasen lauert er“ ist der Debütroman des erst 17-jährigen Grazer Autors Colin Hadler. Die Hauptfigur Finn, ein ebenfalls 17-jähriger Schüler, ist mit pubertären und schulischen Problemen konfrontiert und gerät in eine ungewöhnliche Geschichte, die ihn und zusehends auch seine Leserinnen und Leser in den Bann ziehen. Die Familie nervt Finn, vor allem die fünfjährige Schwester Mia, aber auch der ältere Bruder Noah.
Die Eltern sind mehr mit sich selbst als mit ihren Kindern beschäftigt und dann stirbt auch noch Finns Oma. Doch es wird immer heftiger und der Roman legt an Tempo und Spannung zu. Eine Schülerin wird von einem Täter mit einer Hasenmaske entführt, und Noah outet sich als schwul und wird in der Schule gemobbt. Finn möchte seinen Bruder unterstützen und ebenso den Täter mit der Hasenmaske finden.
Eine neue Schülerin namens Claire kommt in seine Klasse und Finn verteidigt sie vor einer strengen Lehrerin. Demzufolge entspinnt sich eine zarte jugendliche Liebe. Finns Klassenkamerad Elias erweist sich als wahrer Freund und unterstützt ihn bei der Recherche nach dem Entführer mit der Hasenmaske. Die Ereignisse überschlagen sich in atemberaubendem Tempo und jugendlicher Leidenschaft. Es gibt einen Toten zu beklagen und in einem fesselnden Finale werden alle Fragen, die der Roman aufwirft, beantwortet.
Tragik und Komik gehen oftmals Hand in Hand, aber dennoch ist dieses Debüt von Colin Hadler gut strukturiert und bietet eine ernsthafte Auseinandersetzung mit Themen wie Mobbing, Social Media, Homosexualität und Freundschaft.

Rudolf Kraus

Hager, Elisabeth R.

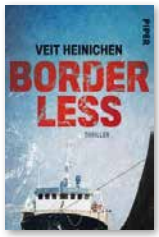
Fünf Tage im Mai

Roman. Stuttgart: Klett-Cotta, 2019.
220 S. - fest geb. : € 20,60 DR)

ISBN 978-3-608-96264-2

„Fünf Tage im Mai“ ist ein eindrucksvoller Roman über die Beziehung einer heranwachsenden jungen Frau namens Illy und ihrem Urgroßvater.
Als Siebenjährige muss sie während der Erstkommunion kotzen und läuft aus der Kirche und direkt in die Arme ihres Urgroßvaters Korbinian, den sie liebevoll Tat’ka nennt. Er ist der letzte Tiroler Fassbinder, ein sturer, aber geradliniger Kerl, und seine Urenkelin ist aus demselben Holz geschnitzt. Die „Fünf Tage im Mai“ erstrecken sich über 18 Jahre und berichten von der ersten, geheimen Liebe von Illy zu Tristan, was die Eltern unterbinden wollen, der Urgroßvater aber deckt sie. Und es ist eine tragische Liebe mit ebensolchen Konsequenzen. Jahre später erzählt ihr der Urgroßvater seine schicksalhafte Liebesgeschichte, die sein Leben gekennzeichnet hat, aber auch Illy bei der Bewältigung ihrer Geschichte helfen soll.
Elisabeth R. Hager erzählt eine Geschichte einer außergewöhnlichen Freundschaft, die unglaublich viele Feinheiten aufweist: zart, einfühlsam, eindringlich, hinreißend und einfach schön. Man fühlt sich irgendwann sehr wohl in diesem Buch. Man ist Augenzeuge und ist ebenso beeindruckt von der gewaltigen Landschaft des Wilden Kaisers wie von den Marotten von Tat’ka, der aber trotzdem immer dabei der Sympathieträger bleibt; genauso wie seine erzählende Urenkelin Illy.
Tat‘kas Sprüche klingen im Ohr noch nach: „Reintei freintei! Ein‘ Kaffee kann i gut brauch’n! … Wer es weiß, der lehrt es. Doch wer es kann, der tut es!“ Selten so ein außergewöhnliches Buch gelesen, das noch lange nachwirkt.

Rudolf Kraus



Heinichen, Veit

Borderless

Thriller. München: Piper 2019.
464 S. - br. : € 17,50 (DR)

ISBN 978-3-492-06147-6

Grado, ein verschlafener Badeort im Nordosten der Adria, ist Schauplatz des überaus spannenden, neuen Krimis von Veit Heinichen. Nicht sein Kommissar aus Triest ist an der Aufklärung des Falles bemüht, hier agiert die unbeherrschte und unberechenbare Commissario Xenia Zannier, die von Rom nach Grado versetzt worden war.
Hier muss sie sich gegen diverse Widerstände durchsetzen, allen voran der einflussreichen, aber skrupellosen Senatorin Romana Castelli de Poltieri, dessen Sohn ein Netzwerk gegen Ausländer betreibt und dessen „Patria Nostra“ widerliche Plakate verbreitet. Als eines Tages ein Schiff zahlreiche Flüchtlinge im Hafen

von Grado absetzt, ist Commissario Zannier gefordert.
Waffenschmuggel, das Verschwinden der Fotoreporterin Clarissa Waisz und der Tod an einem bestechlichen Deutschen, der mit seinem Auto in das Hafenbecken rollt, wo er ertrinkt, geben Zannier Rätsel auf. Bald erkennt sie, dass der Deutsche einem Mordanschlag zum Opfer gefallen ist. Es dauert lange, bis sich im Finale die rivalisierenden Kontrahenten gegenüberstehen. Schließlich bringt Commissario Zannier auch die Senatorin zu Fall.
Heinichen gelingt ein spannender Roman mit internationalen Verstrickungen, die aufzeigen, dass korrupte Macht überall zugegen ist. Commissario Zannier freut sich schließlich auf ruhigere Zeiten. Ein Kriminalroman, der auf jede Blutrünstigkeit verzichtet und dennoch durch seinen spannenden Plot den Leser vom Anfang an gefangen hält.
Durchaus empfehlenswerte Sommerlektüre, vielleicht sogar am Strand von Grado!

Peter Lauda

Hustvedt, Siri

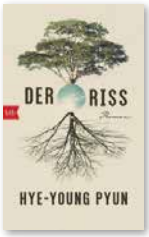
Damals

Roman. Hamburg: Rowohlt 2019.
443 S. - fest geb. : € 24,70 (DR)

ISBN 978-3-498-03041-4

„Die Vergangenheit ist fragil, fragil wie Knochen, die mit dem Alter brüchig geworden sind, fragil wie an Fenstern gesehene Geister oder wie die Träume, die beim Aufwachen zerfallen und nichts hinterlassen als ein Gefühl des Unbehagens oder der Bedrängnis oder, seltener, eine Art unheimliche Befriedigung.“ Der englische Titel „Memories of the Future“ trifft dabei wohl eher den Kern des Konzepts, das Siri Hustvedt in ihrem aktuellen Roman verfolgt.
Die Autorin ist Mitte sechzig und blickt zurück auf ihre Initiation als Schriftstellerin. Sie erzählt in ihrem autofiktionalen Roman von der 23-jährigen S.H., die 1973 nach New York kommt, und hofft, von der Stadt aufgenommen und als Schriftstellerin geboren zu werden. Wie die Autorin stammt sie aus Minnesota und trägt den Namen des Bundesstaates als Spitznamen. Ein Jahr gibt sie sich für ihr erstes Buch, einem als Detektivgeschichte angelegten Roman. Ein wenig liest sich dieser umfangreiche Roman auch wie ein solcher.
Neben Passagen aus dem geplanten Erstling über den jungen Ian, der gemeinsam mit einer gewissen Isadora auf den Spuren von Sherlock Holmes Fälle zu lösen versucht, finden sich auch Tagebuch-Eintragungen von Hustvedt aus ihren ersten Jahren in New York, die sie beim Umzug ihrer Mutter ins Pflegeheim findet. Dann taucht auch noch Lucy Bride auf, die Nachbarin der jungen Schriftstellerin „Minnesota“, und auch ihre Geschichte wird eingewebt in diese Erzählstränge, die angereichert sind mit der gängigen und schicken postmodernen Philosophie und Hustvedts Kommentaren zu Zeit und Erinnerung.
„Aber ich sage ihnen noch einmal, dass eine Geschichte zu einer anderen führt. Eine Geschichte wird zu einer anderen und viele Geschichten sind irgendwie dieselbe.“ Solche Sätze kann sich eine inzwischen sehr erfolgreiche Autorin wie Siri Hustvedt einfach leisten und ihre treuen Leserinnen und Leser werden sie dafür weiterhin ungebrochen schätzen.

Julie August



Hye-Young, Pyun

Der Riss

Roman. München: btb 2019.
221 S. fest geb. : € 18,50 (DR)

ISBN 978-3-442-75771-8

Aus dem Korean. von Ki-Hyang Lee

„Wie kann sich ein Leben von einer Sekunde auf die nächste so dramatisch verändern? Wie fällt es auseinander, bekommt einen Riss, wie schrumpft es einfach zusammen, bis es sich im Nichts auflöst? Hatte Ogi, ohne es zu merken, seinem Leben geholfen, sich auf die Weise zu entwickeln?

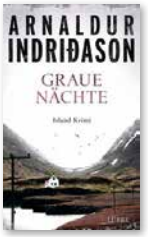
Hye-Young Pyuns Protagonist Ogi wacht in einem Spitalsbett auf und es wird ihm nach und nach bewusst, dass er bei einem von ihm verursachten Unfall seine Frau verloren hat und er selbst zum Pflegefall geworden ist. In Rückblenden erinnert er sich an die Ereignisse und wichtige Zäsuren seines bisherigen Lebens. „Oft waren Frauen für die Wendepunkte in Ogis Leben verantwortlich gewesen." Als er zehn Jahre alt ist nimmt sich seine Mutter das Leben, auf der Universität lernt er seine Frau kennen, die ihn auf seinem Karriereweg unterstützt. Bis zu diesem Unfall lebt er als Universitätsprofessor mit seiner Frau in einem Vorort von Seoul.

Seine Frau hat sich zuletzt, statt ihre eigenen beruflichen Ziele als Journalisten zu verfolgen, vollkommen der Gartengestaltung des neu erworbenen Eigenheims gewidmet. In dieses Haus wird Ogi von seiner Schwiegermutter zurückgebracht und gepflegt. Er ist nach dem Unfall nicht nur an das Bett gefesselt, sondern kann sich auch nicht mehr verbal verständlich machen, was sein Leben auf das Zimmer und den Blick in den Garten einschränkt.

Angewiesen auf die Pflegerin und seine Schwiegermutter, mit der er sich durch Pfiffe und Zeichensprache zu verständigen versucht, hängt Ogi seinen Gedanken nach und sieht dabei zu, wie der von seiner Frau angelegte Garten zusehends dem Verfall preisgegeben ist. Ogi blickt in die Vergangenheit. Auf die Beziehung zu seinen Eltern, zu seinen Freunden, den Frauen und seiner Frau, bis er erkennt, dass seine Schwiegermutter bei der Übernahme seiner Pflege etwas anderes als eine Geste der Versöhnung im Sinn hat.

Schnörkellos und klar ist die Erzählweise der südkoreanischen Autorin, die mit Kurzgeschichten im „New Yorker" und „Harper's Magazine" debütierte und zu den erfolgreichen literarischen Stimmen ihres Landes zählt.

Julie August



Indridason, Arnaldur

Graue Nächte

Island-Krimi. Köln: Lübbe 2018.
413 S. - fest geb. : € 23,60 (DR)

ISBN 978-3-7857-2629-7

Aus dem Isl. von Anika Wolff

Nach dem Roman „Der Reisende", der in der Besatzungszeit Islands spielt, ist der neue Roman „Graue Nächte" ein weiterer Roman,

der im Frühjahr 1940 spielt. Auch hier agiert wieder der isländische Ermittler Kommissar Flovent gemeinsam mit seinem Kollegen Thorson von der Militärpolizei. Drei Parallelhandlungen verknüpfen sich und beschäftigen die beiden Ermittler.

Die junge Isländerin Karolina nützt die letzte Möglichkeit vom nordfinnischen Petsamo per Schiff nach Island zu fahren. Am letzten Stopp der Überfahrt wartet sie auf ihren Verlobten, doch dieser kommt nicht. Letztendlich erfährt sie, dass er von den deutschen Besatzungstruppen verhaftet und nach Deutschland gebracht wurde. Als Feind der Nazis kommt er ins Konzentrationslager Dachau. Auf der Überfahrt lernt sie Manfred kennen, der jedoch auch etwas zu verbergen hat.

Drei Jahre später leidet auch Island unter den Kriegswirren, da die Insel als Standort der Amerikaner und Engländer missbraucht wird In den zwielichtigen Lokalen treiben sich die Besatzungssoldaten herum, einheimische junge Frauen verkaufen sich an die Soldaten oder hoffen auf die große Liebe. Da verschwindet ein junger schwuler Mann, der sich Jenni nennt, auch die junge Elly kehrt aus Falcon Point nicht zurück. Rädelsführer der Soldaten ist Unteroffizier Stewart. Bald steht auch der Militärpolizist auf Stewart Abschussliste und schwebt in tödlicher Gefahr. Doch im heiklen Umfeld ermitteln Flovent und sein Kollege, bis sie die Rätsel lösen.

Ein wunderbar spannender Roman mit viel Atmosphäre, der die Vergangenheit Islands aufarbeitet, eine Zeit, die voller Gefahren und Entbehrungen war. Arnaldur Indridason zählt zu Recht zu den besonderen Autoren der nordländischen Szene. Er erzählt packend, fängt Landschaft und Lebensumstände gekonnt ein und zeigt, wie unnahbar die Zivilbevölkerung gegenüber Ermittlern ist. Auch die Militärgelände werden hermetisch abgeriegelt und den Kommissaren wird kaum Gelegenheit geboten, dort Leute zu befragen. Ein packender Roman, den man kaum aus der Hand legen kann!

Peter Lauda

Kennedy, A. L.

Süßer Ernst

Roman. München: Hanser 2018.
508 S. - fest geb : € 28,80 (DR)

ISBN 978-3-446-26002-3

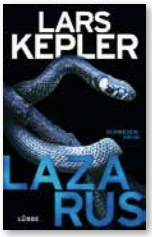
„Es war nicht so, dass das Küssen nicht gut war: Vielmehr bestand das Problem darin, dass es gut war." Bis die Leser auf Seite 505 auf diesen Satz stoßen, ist lediglich ein Tag vergangen und A. L. Kennedys hat dazwischen ein Stimmungsbild einer bindungsverunsicherten Gesellschaft gezeichnet, in der sich eine Frau und ein Mann doch noch einmal trauen, das Wagnis Beziehung einzugehen.

Jon ist Beamter mittleren Alters und beginnt nach einer gescheiterten Ehe, einer schwierigen Beziehung zu seiner Tochter, seiner fragwürdigen Tätigkeit im Dienste ihrer Majestät und dem Zweifeln an seiner Liebesfähigkeit einen ganz speziellen Service anzubieten: „Maßgeschneidertes Service: Handgeschriebene Briefe nach den Bedürfnissen der anspruchsvollen Frau. Zuneigungsbekundungen und Respekt wöchentlich geliefert. Antwort nicht erforderlich. Bedingungen auf Anfrage an Corwynn August."

Er spricht damit genau Meg an, eine trockene Alkoholikerin, die nach ihrem finanziellen

Absturz nicht mehr als Buchhalterin, sondern Teilzeit-Hundepflegerin arbeitet. Allein für die Beschreibung von Megs Tätigkeitsfeld und solche Sätze: „Spaniels ergeben keinen Sinn“, „Jagdhunde verrieten eine Menge über die herrschenden Klassen“ lohnt es sich, die Zeit aufzubringen, diesen umfangreichen und dichten Roman zu lesen. Meg spürt schließlich den Hobby-Briefeschreiber Jon auf, dem sie ein großes Herz attestiert.
Skurril, kompliziert, hochintelligent und verquer trifft auf die schottische Autorin aufs Beste zu und auf die Annäherung von Jon und Meg und wie sie in dieser Liebesgeschichte aufeinander zu stolpern: „Wenn so etwas passieren kann, was mag sich plötzlich sonst noch als wirklich erweisen, auch wenn dies hier nicht wirklich ist, auch wenn es so aussieht, auch wenn es das nicht ist?“

Julie August



Kepler, Lars

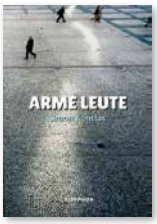
Lazarus

Schweden-Krimi. Köln: Lübbe 2019.
637 S. - fest geb. : € 22.70 (DR)

ISBN 978-3-7857-2650-1

Die Kritik besagt, dass die Krimis von Lars Kepler (hinter dem Pseudonym verbirgt sich das Autorenduo Alexandra Coelho Ahndoril und Alexander Ahndoril) sensationell sind. Nach „Der Hypnotiseur“ ist dies der zweite Roman mit Kommissar Joona Linna. Doch wenn man dieses Buch zu lesen beginnt (vorweggenommen: der Stil ist phantastisch und die Spannung wird bis zum Unerträglichen gesteigert), überlegt man etwa ab Seite 60, ob man es nicht doch weglegen soll. Diese grauenhafte Beschreibung des Mordens, das Zerstückeln und Zertreten der Sterbenden, wenn das Blut zwischen den Seiten in Strömen hervorschießt, ist geradezu unerträglich. Wäre das Buch vor 50 Jahren erschienen, hätte man es als Schundroman abgestempelt! Und dennoch liest man weiter, bis zum überraschenden Ende!
Vor Jahren mordete Jurek Walter gemeinsam mit seinem Bruder und fügte den Opfern grauenhafte Schmerzen zu, bis Jurek Walter gestellt wurde und der gefährlichste Serienmörder Schwedens durch mehrere Schüsse aus einer Polizeiwaffe getroffen in einen eiskalten Fluss stürzte. Niemand glaubte, dass er dies überleben haben könnte, bis auf Joona Linna, dem Kommissar aus Stockholm. Er glaubt, da die Leiche nicht gefunden wurde, dass Jurek Walter nicht eher ruhen würde, bis er auch seine Familie zerstört hat.
Jurek Walter wurde von der Tochter des Küsters geborgen, die ihn ärztlich versorgte und ihm das Leben rettete. Mit seinem neuen Partner beginnt er einen blutrünstigen Rachefeldzug quer durch Europa. Das Team an Kommissaren unter Sages Leitung kommt meist zu spät. So werden Opfer lebendig begraben, andere zerstückelt. Leichen pflastern Jurek Walters Weg! So versucht Joona Linna seine Tochter Lumi in Sicherheit zu bringen, doch auch das fernste Versteck und einer der besten Schützen bieten nicht genügend Schutz vor Jurek Walter. So kommt es zum Finale.
Der Roman „Lazarus“ ist ob seiner brillanten Erzählkunst wohl einer der ungewöhnlichsten Neuerscheinungen dieses Frühjahrs. Wegen der unaufhörlichen Grausamkeiten kann man das Buch nur eingeschränkt empfehlen.

Peter Lauda



Konttas, Simon

Arme Leute

Roman. Klagenfurt: Sisyphus 2018.
166 S. - br: : € 14,80 (DR)

ISBN 978-3-903125-26-1

Menschen, die aufgrund finanziellen Mangels Probleme haben, ihre Grundbedürfnisse zu stillen, bezeichnet man als „Arme Leute". Wenn daher in Fjodor Dostojewskis unter diesem Titel im Jahr 1846 erschienenen Roman eine junge Frau lieber einen reichen Witwer heiratet, als sich mit einem wie sie im Armenviertel lebenden Mann einzulassen, verwundert das kaum. Vielleicht färbt der Grad der Versorgung mit materiellen Gütern oder psychischen Selbstdarstellungskräften ja auf die Bereitschaft, Gefühle zu entwickeln, ab?
Dass dieselben andererseits schnell entstehen und zu emotionalen Desastern führen, wenn sie nicht auf Gegenseitigkeit beruhen, kommt vor. Das zeigt sehr schön auch der 172 Jahre später erschienene Roman Simon Konttas', der gleichfalls „Arme Leute" heißt und nicht weniger beeindruckt, zumal es dem darin versammelten Personal auf vielfältige Weise gelingt, sich als „Häufchen Selbstmitleid" zu gerieren, um die Wut auf Menschen, Gesellschaft und Ungerechtigkeit zu legitimieren. Auch erfährt man, wie es ist, wenn „richtige Proleten" an „gstopfte Mercedesschweine" geraten. Sie, die sich (wie Familie Tschebik) zu den Einflussreichen und Privilegierten zählen, haben ein schön geordnetes Leben, in dem es vor allem darum geht, Kenntnisse, Fähig- und Fertigkeiten zu erwerben und eigene Bedürfnisse zugunsten der Pflicht zu unterdrücken. Seelische Beschneidung kann dabei schon vorkommen. Dora Tschebik erfüllt aber dennoch ihr Soll. Sie, die sich als Beste, Schnellste und Schönste (von einer Aura der „unvergleichlichen Einmaligkeit" umgeben) wie eine Königin vom ‚normalen Volk', den armen Leuten, abhebt, werkt als erfolgreiche Bankangestellte in London, während ihre jüngere Schwester Paula große Probleme hat, dem elterlichen Druck, „alle überragen und übertrumpfen" zu müssen, standzuhalten.
Der 16-jährigen Gymnasiastin (ein schüchternes, schreckhaftes, hässliches Entlein, das von Mitschüler/inne/n gemobbt wird) kommt es vor, als würde eine dunkle Last ihr Leben erdrücken. Dass sie wohlhabende Eltern hat, animiert die herrschsüchtige Anabelle (Tochter einer ehemaligen Friseuse, die sich als Esoterikfachfrau und Life-Coach versucht) und ihre Freundinnen erst recht dazu, Paula mit Nachrichten wie: „Da sitzt die Fut, die sterben soll. Das finden alle Menschen toll" fertig zu machen. Und ja: Die „etwas Unsauberes, Unterentwickeltes" an sich habende Außenseiterin denkt tatsächlich laut darüber nach, sich mit einer Überdosis Schlaftabletten das Leben zu nehmen, um dieser „Welt voller Schmerz, Missachtung und Zurücksetzung" entfliehen zu können. Mit ihrem „Scheißleben" ist Paula nicht allein. Auch andere scheinen von glücklichen Lebensumständen entfernt, jagen unerfüllten Sehnsüchten hinterher oder verirren sich im ideologischen Sumpf aus Fremdenhass und religiösem Fanatismus.
Simon Konttas arbeitet diese ernsten Aspekte gekonnt in seinen Roman ein, der aus wechselnder Perspektive auf spannungsgeladenem Niveau erzählt und zu bedenken gibt, dass die Probleme des eigenen Lebens und der Welt sich nicht dadurch lösen, dass man sich und andere im Namen Gottes in die Luft sprengt.

Gewalt ist nie eine Lösung. Und doch taumeln Menschen leicht in sie hinein, wie der Autor in seiner klein- und großbürgerliche familiäre Verhältnisse beleuchtenden „Sozialstudie“ zu zeigen vermag, in der er von Zorn, Vergeltungswünschen und Neid erfüllte Menschen präsentiert. Arm sind sie in gewisser Weise alle: die einen, weil bereits die kleinste Unordnung wie eine Schande über ihr so klar strukturiertes Leben hereinbricht; die anderen, weil ihr Geist von „esoterischen Anwandlungen, geschlechtlicher Fahrigkeit und Halbbildung“ vernebelt ist oder sie sich (im Glauben, von der Gesellschaft benachteiligt zu sein) wie „ein Nichts und ein Niemand“ fühlen.

Man flüchtet darob gerne in Hass – gegen andere und gegen sich selbst: Anabelle ritzt sich mit einer Rasierklinge die Arme auf oder verlangt von ihrem Freund Igor, dass er den Gefährten seiner Mutter wegen dessen unverhohlener Annäherungsversuche „mit einem Schlagring totschlagen soll“, während Trafikant Heribert Werschler ein kleiner Kratzer am Auto genügt, dass sich sein besser dastehender Nachbar Krobler (schönerer Wagen, größeres Haus) für ihn in ein „Scheißschwein“ verwandelt, das geschlachtet werden muss.

Aggressive Unruhe herrscht in diesem aus mehreren Erzählsträngen bestehenden Roman fast ständig. Statt Zufriedenheit nimmt man darin ein unsicheres Murren und Aufbegehren von gegen Frustration ankämpfenden Menschen wahr, die bisweilen „aus der dunklen Höhle des Kopfes keinen Ausweg“ sehen. Schon alleine deswegen würde ihnen „vaginale Kraftkonzentration“ gut tun. Denn wenn man den Ausführungen von Anabelles Mutter (der diplomierten Life-Coachin) Glauben schenken darf, lassen sich dadurch „wirklich die Beziehungen zu den Mitmenschen bessern“. Eine Aussicht, die Hoffnung macht.

Andreas Tiefenbacher

Krien, Daniela

Die Liebe im Ernstfall

Roman. Zürich: Diogenes 2019.
288 S. - fest geb. : € 22,70 (DR)

ISBN 978-3-257-07053-8

„Die Liebe kommt, wie sie kommen muss – grundlos, schuldlos und zwingend. Sie ist nicht steuerbar und nicht aufzuhalten“, stellt Brida Lichtblau lakonisch fest. Sie ist alleinerziehende Schriftstellerin und eine von fünf Frauen, die Daniela Krien in ihrem neuen Roman porträtiert. In fünf Kapitel zeichnet sie jeweils einen Lebensausschnitt einer dieser Frauen und ihre Beziehungsverstrickungen nach.

Paula bezieht mit dem vermeintlich richtigen Mann eine Loftwohnung, bekommt mit ihm zwei Kinder. Alles fühlt sich richtig an, bis das zweitgeborene Mädchen den plötzlichen Kindstod stirbt und die Beziehung alsbald zerbricht.

Am Anfang des Kapitels wird jedoch deutlich, dass es eine neue Liebe in ihrem Leben gibt, die sie das erste Mal seit langem wieder eine Ahnung von Glück spüren lässt. Judith ist beruflich erfolgreich, aber hat bei der Partnerwahl nicht das sicherste Händchen. Brida ist Schriftstellerin und in eine indirekte Menage à trois verwickelt, die sie viele Jahre ihres Lebens prägt. Malika ist Musikerin und an einer großen Karriere vorbeigeschrammt und durch die Liebe zu Götz mit Brida verbunden.

Jorindes Porträt steht nicht unabsichtlich am Ende des Romans. Sie ist nicht nur die Schwester von Malika, sondern sie trägt auch den Namen der Frau im gleichnamigen Märchen der Gebrüder Grimm „Jorinde und Joringel“, ein versprochenes Liebespaar, das wider alle Umstände den Weg zueinander findet. In diesem Fall erwartet Jorinde ein Kind und hat für dieses Kind und seine Zukunft ganz eigene Vorstellungen.

Daniela Krien, geboren in Mecklenburg-Vorpommern, lebt mit zwei Töchtern in Leipzig und hat die Wiedervereinigung Deutschlands sehr bewusst als junge Frau erlebt, die sich auch indirekt in den Geschichten ihrer fünf Frauen niederschlagen. Ihre fünf Frauenfiguren stehen repräsentativ für gegenwärtige gesellschaftliche Lebensentwürfe, die vor allem nicht immer danach streben, Gegensätze um jeden Preis zu überwinden.

Julie August

Lagrange, Pierre

Schatten der Provence

Ein neuer Fall für Albin Leclerc. Frankfurt: Scherz 2019. 403 S. - br. : € 15,50 (DR)

ISBN 978-3-651-02576-9

Aus den ersten drei Bänden von Pierre Lagrange sind dem Leser der emsige, in Pension geschickte Commissaire Albin Leclerc und sein Mops Tyson wohl bekannt. Der neue Roman zeigt ein dunkles Kapitel aus der Geschichte von Marseille, als in den Kriegsjahren die deutschen Besatzer die Juden deportiert und sich ihr wertvolles Eigentum angeeignet haben. Als die Amerikaner vor den Toren der Stadt sind, müssen die Besatzer fliehen. So verstecken sie das Beutegut in den diversen Stollen einer aufgelassenen Silbermine.

Das Buch beginnt mit einem missglückten Kunstraub einer Diebesbande, wobei die Spur auf Antiquitätenhändler und Galeristen hinweist, da ein unbekanntes Gemälde von Van Gogh und eines von Cézanne verschwindet. Die Kommissare Theroux und die ehemalige Kollegin von Leclerc, Caterine Castel, erfahren von dem überfallenen Kunsttransport des Musee Granet in Aix im Café du Midi, wo auch zufällig Leclerc von der Sache Wind bekommt.

Als plötzlich die Leiche eines reichen Kunstsammlers aufgefunden wird, der mit dem Knauf eines Gehstocks erschlagen worden ist, macht sich Commissaire Leclerc auf eigene Faust auf die Suche nach dem Mörder. Bald gibt es das zweite Opfer, auf die gleiche Weise getötet wie das erste. Wer hat etwas zu verbergen? Was versteht der Mörder darunter, wenn er feststellt, er muss den „Gral“ hüten? Leclerc ist meist einen Schritt weiter in seinen Ermittlungen. So wird es für ihn bald lebensgefährlich und er ist auf die Hilfe von Castel und Theroux angewiesen.

Der vierte Roman von Lagrange entführt den Leser auf ein vollkommen unbekanntes Terrain, jenes der Machenschaften der Kunstszene, gekoppelt mit dem historischen Hintergrund. Das ist ein ungewöhnliches Thema und sehr interessant. Die Spannung ist vor allem fundiert in der beinharten Geldgier des Mörders. Ein überaus spannendes Buch und ein interessanter Roman. Aufregend von der ersten bis zur letzten Seite!

Peter Lauda

Lançon, Philippe

Der Fetzen

Roman. Stuttgart: Tropen 2019.
547 S. - fest geb. : € 25,80 (DR)

ISBN 978-3-608-50423-1

„... und eines Abends hörte ich zum ersten Mal aus Chloés Mund das Wort, das mich zukünftig weitgehend charakterisieren sollte: Fetzen. Man würde mir einen Lappen, einen Hautfetzen, transplantieren.“ Es ist bereits die dritte OP, die Philippe Lançon hinter sich bringen wird. Er hat am 7. Januar 2015 den Anschlag auf Charlie Hebdo überlebt. Es wurde dabei sein Kiefer zerschmettert und er verbringt lange Zeit in Spitälern zur Rekonstruktion seines Gesichts.
Der titelgebende „Fetzen“ wird aus seinem Wadenbein geschnitten. „Und warum das Wadenbein? Weil es seinem Wesen und seiner Form nach am kompatibelsten mit dem Kiefer ist und weil es weder für das Laufen noch für das Gleichgewicht unerlässlich ist: Es ist eine Stütze, deren Fehlen sich durch monatelange Reha ausgleichen lässt.“
Der Fetzen steht ein Stück weit für die Lücke wie auch den Neubeginn. Es deckt Ende und Anfang ab zwischen dem alten Leben und dem neuen. Über 500 Seiten versucht der Journalist Lançon dem Allen seinen Sinn abzuringen. Was wird unweigerlich nicht mehr gut? Was kann heilen? Was kann bloß vernarben? Was gilt es neu zu erlernen, neu zu denken? Es ist die radikale Selbstbefragung eines Menschen, der die Fragilität menschlichen Lebens am eigenen Leib erfährt. Er erzählt und macht an seinen Erfahrungen deutlich, wie traumatische Ereignisse einem Moment, einer Entscheidung, einer spontane Geste oder sogar einen Roman wie Michel Houllebecqs „Unterwerfung“ mit einem Mal eine ganz andere Bedeutung geben können.
Trost und Halt findet Lançon, in seiner beruflichen Tätigkeit als Kulturjournalist, nämlich in der Literatur, Musik und Filmen. Die Kraft und heilsame Wirkung von Literatur, die er auch in Auszügen zitiert, ziehen sich durch den ganzen Roman und gleichen die teilweise Schwere der Lektüre dieses Bewältigungsversuchs und auch der Genesung aus. So findet Lançon, der über Monate nicht sprechen kann, über die Literatur Worte für das Geschehene und auch schrittweise zurück ins Leben. Ein ergreifendes Buch, das passagenweise tief berührt und ein Plädoyer für die Wandlungskraft von Kunst und Literatur ist.

Julie August

Lee, Laurie

Cider mit Rosie

Roman. Zürich: Unionsverlag 2018.
316 S. - fest geb. : € 19,60 (DR)

ISBN 978-3-293-00532-7

Aus dem Engl. von Pociao u. Walter Hartmann

Im letzten Sommer des Ersten Weltkrieges übersiedelte die Mutter mit der großen Kinderschar auf einem Wagen eines Fuhrmannes

in ein verschlafenes Dorf, wo sie sich in einem dreistöckigen alten Haus am Rande eines Sees für dreieinhalb Shilling die Woche einmietete.
Das kleine Dorf bestand nur aus einem Dorfplatz, einer Kirche und einer Dorfschule, wo die Kinder des Ortes gemeinsam unterrichtet wurden. Der dreijährige Laurie hatte zwei Brüder und zwei ältere Schwestern, Dorothy und Marjorie, die im Haushalt kräftig mithelfen mussten. Man lebte von Feld-, Wald- und Gartenfrüchten, bescheiden, aber glücklich.
Laurie erzählt in dem Buch von Ausflügen, von Festen und Feiern im Dorfe, von der Schule, von der Schönheit der Natur im Winter und im Sommer und von Krankheiten und dem Sterben in der einsamen Gemeinsamkeit.
Seine Erinnerungen beginnen auf dem Wagen des Fuhrmanns, der die Neuankömmlinge auf einer großen Wiese absetzte. Beim Entladen des Fuhrwerks wird der kleine Junge in die Wiese gesetzt, wo ihn das hohe Gras schier verdeckt. Von da an erinnert er sich an seine Kinderjahre.
„Cider mit Rosie“ ist ein wunderschönes, stilles Buch, das den Leser in eine Zeit versetzt, in der die Motorisierung in ihren Anfängen steckt, in eine Zeit, in der die Natur und die Naturgewalten den Menschen lenken. Der Roman endet in dem Augenblick, in dem Autobusse in einer regelmäßigen Verbindung das einsame Dorf der nahen Großstadt näher bringen.
Ein ruhiges, wunderschönes Buch von einem der Welt abgeschiedenen Leben!

Peter Lauda

Lerchbaum, Gudrun

Wo Rauch ist

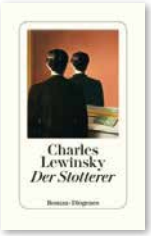
Roman. Hamburg: Argument 2018.
285 S. - kt. : € 13,40 (DR)

ISBN 978-3-86754-233-3

Der investigative Journalist und Frauenliebhaber Can Toprak ist tot. Seine Ex-Frau, die Buchhändlerin Olga Schattenberg, bezweifelt die Todesursache. Zumal Can an einer sehr gefährlichen Story arbeitete. Dabei ging es um Verbindungen des türkischen Geheimdienstes zu Nazigruppen in Österreich und Deutschland. Olga, die wegen Multipler Sklerose an den Rollstuhl gefesselt ist, will mehr wissen.
Auf der Beerdigung von Can trifft Olga den Trauerredner Adrian und lernt durch ihn seine frühere Freundin Kiki kennen. Eine Frau mit dunkler Vergangenheit. Über Cans Familie versucht Olga an den Laptop des Verstorbenen zu kommen, um Beweise zu sammeln, welche die Todesursache eindeutig klären. Als sich auch noch die Polizei für den Tod von Can interessiert und herauskommt, dass er auf eine sehr merkwürdige Weise zu Tode kam, wird es gefährlich. Olga, Adrian und Kiki geraten schließlich ins Kreuzfeuer verschiedener politisch ausgerichteter Gruppierungen, die auch vor Gewalt nicht Halt machen.
So gerät die Story immer mehr zu einem deftigen Politthriller in der Wienerstadt, dem es auch an einer Portion Humor nicht mangelt. Die Autorin orientiert sich durchgehend nah am heutigen Zeitgeschehen und schreibt da-

bei gegen jegliche gesellschaftliche Auswüchse, egal ob rechtsnational, islamistisch oder linksanarchistisch, bewusst an.

Adalbert Melichar



Lewinsky, Charles

Der Stotterer

Roman. Zürich: Diogenes 2019.
409 S. - fest geb. : € 24,70 (DR)

ISBN 978-3-257-07067-5

Mit zehn Jahren dichtet er seinen ersten Bibelvers, um den gottesfürchtigen und despotischen Vater von einem weiteren Gewaltausbruch abzuhalten. Für seinen Mitschüler Nils fungiert er als Ghostwriter, um den regelmäßigen Prügeln nach der Schule zu entkommen. Der Ich-Erzähler von Lewinskys Roman stottert und von früh an entwickelt er „die Fähigkeit, unter fremden Namen so zu formulieren, dass kein Leser an der gefälschten Autorenschaft zweifelte."

Früh erkennt er, dass das Schreiben seine schützende Gabe sein wird, die ihn durch das Leben bugsiert. Sie schützt ihn, ernährt ihn und bald auch setzt er seine inzwischen perfektionierte Kunst des Briefeschreibens ein, um nicht nur zu manipulieren, sondern auch im großen Stil zu betrügen. Faulheit und Eitelkeit werden ihm jedoch zum Verhängnis und so landet er wegen Betrugsdelikten in Gefängnis, wo er in der Bibliothek arbeitet und von wo aus er einem gewissen „Padre" seine vermeintliche Lebensbeichte in Briefform schickt. „Dabei schreibt jeder Mensch die eigene Geschichte im Guten wie im Schlechten permanent um, redigiert die eigene Rolle so lang, bis er sie beim Erinnern gern spielt. Oder bis er sie in die Form gebracht hat, von der er glaubt, dass sie anderen Leuten gefallen müsse." Lewinskys Ich-Erzähler verkauft diese, Version seiner Lebensgeschichte schließlich erfolgreich an einen Verlag und plant strategisch den großen Medienauftritt nach seiner Haftentlassung.

Eitelkeit hätte auch Charles Lewinsky in diesem Roman phasenweise zum Verhängnis werden können, doch gelingt es dem renommierten Autor, der mit dieser Veröffentlichung seinen Verlagswechsel von Nagel & Kimche zu Diogenes vollzieht, ein humorvoller und intelligenter Schreibstreich über einen Schelm und Hochstapler. „So wie ich es sehe, ist die Wahrheit ein Sicherheitsgurt für Leute, die keine Phantasie haben." Lewinsky kokettiert genau mit dieser Behauptung und demonstriert damit erneut seine Könnerschaft.

Julie August

Lienhard, Demian

Ich bin die, vor der mich meine Mutter gewarnt hat

Roman. Frankfurter Verlagsanstalt 2019.
377 S. - fest geb. : € 24,70 (DR)

ISBN 978-3-627-00260-2

„Uns ist langweilig, Jack und mir. Aber das, was man normalerweise tut, wenn man er-

wachsen ist und gelangweilt, dafür kennen wir uns noch zu wenig. Und das, was man sonst noch so macht, wenn man nichts zu tun hat, war gerade vorbei: Jack steht in der Tür, als ich eben mit dem Mittagessen fertig bin. – Erzähl mir etwas, sagt er.“ Alba beginnt ihrem Freund Jack, der eigentlich René heißt, im Krankenhaus Geschichten zu erzählen. Alba wächst in einem Provinznest in der Schweiz ab, wo sich zahlreiche Jugendliche von der ortsbekannten Brücke stürzen.

Wie die Leserin und der Leser später erfahren, ist auch Alba nach einem Suizidversuch ins Krankenhaus eingeliefert worden. Das erste Kapitel seines Debütromans präsentierte Demian Lienhard bei einem Open Mike-Wettbewerb und wurde daraufhin von der Frankfurter Verlagsanstalt für seinen ersten Roman verpflichtet.

Albas Geschichte ist die einer früh beschädigten jungen Frau. Von der Mutter früh vernachlässigt, der geliebte Stiefvater und wichtige Bezugsperson Viktor erhängt sich und klar ist auch nicht, ob er nicht den Unfalltod von Albas Schwester mit zu verantworten hat. Lienhard erzählt die Geschichte konsequent aus der Sicht Albas über zwei Jahrzehnte: den 1980er und 1990er Jahren. Die Leerstellen und das Ausgesparte erzählen dabei oft mehr als der eigentliche Text.

Der junge Autor fühlt sich gekonnt in die Innenwelt des heranwachsenden jungen Mädchens ein, Man erfährt von ihren Verlusten, ihre Freundschaften, das Scheitern von Beziehungen und das Abgleiten in die harte Drogensucht.

Ein intensiver Coming of Age-Roman, der mit seinem lakonischen Ton besticht und für einen Debütroman in seiner radikalen Dringlichkeit überrascht.

Julie August

Nayeri, Dina

Drei sind ein Dorf

Hamburg: Mare 2018.
367 S. - fest geb. : € 24,70 (DR)

ISBN 978-3-86648-286-9

Nilou ist mit ihrer Mutter in jungen Jahren aus Persien geflüchtet und hat sich in den USA ein neues Leben aufgebaut. Sie studiert an der Yale-Universität, heiratet einen Juristen und wird eine erfolgreiche Wissenschaftlerin. Ihre Mutter Pari hingegen, eine gebildete und charmante Frau, die sich von ihrem Mann Bahman hatte scheiden lassen, hat einige Mühe, sich in der neuen Umgebung zurechtzufinden.

Bahman bleibt in Persien zurück und heiratet ein drittes Mal. Dennoch hält er Kontakt zu seiner Tochter, zu Pari und zu seinem Sohn Kian. Sieben Jahre nach der Trennung besucht er seine Familie in Oklahoma. Er ist von den Staaten begeistert, kostet die Freiheit hier voll aus und vergnügt sich. Acht Jahre später findet ein Treffen zwischen ihm und seinen Kindern in London statt. Er würde gern den Iran verlassen und bei seinen Kindern bleiben, doch er erhält kein Visum. Auch Jahre später nach Treffen in Madrid und Istanbul muss der inzwischen völlig vom Opium abhängige Bahman wieder nach Persien zurückfliegen. Mit Wehmut beobachtet Nilou den Verfall ihres Vaters.

In Amsterdam stößt sie zu einer Gruppe iranischer Flüchtlinge, die bei ihren regelmäßigen Treffen aus ihrem Leben erzählen und

persische Geschichten und Gedichte vortragen. Viele sind verzweifelt, weil es kaum Hoffnung auf Asyl für sie gibt, und für Nilou ist es schmerzhaft, ihnen zuzuhören, denn es kommen Erinnerungen an ihre eigene Flucht hoch. Immer mehr spürt sie ihr Fremdsein in Holland, fühlt sich aber auch nicht mehr als Amerikanerin. Sie merkt, dass sie immer eine Fremde bleiben wird.

Auch die Autorin hatte den Iran während der Islamischen Revolution verlassen. Nun lebt sie in London und hat mit ihrem Debütroman „Ein Teelöffel Land und Meer“ einen Riesenerfolg verzeichnet. Ein berührendes Buch über Heimat und Fremde.

Traude Banndorff-Tanner

Nestroy, Johannes

Über dem Meer

Die Rose des Antoine de Saint Exupéry.
Wien: Braumüller 2018.
120 S. - fest geb. : € 18,00 (DR)

ISBN 978-3-9920022-0-7

Vor 75 Jahren ist der durch seinen Welterfolg „Der kleine Prinz“ berühmt gewordene Antoine de Saint-Exupéry (1900-1944) mit seinem Aufklärungsflugzeug an der Küste Marseilles abgestürzt. Wie es dazu kam, ist bis heute ungewiss, denn es fanden sich im Meer nur einige Wrackteile, die seinem Flugzeug zugeordnet werden können.

Johannes Nestroy, Facharzt für Urologie und Nachfahre des legendären Possendichters Johann Nepomuk Nestroy, widmet sich den letzten Stunden vor dem Absturz. Antoine war am 31. Juli 1944 von Korsika aus gestartet und sollte als Aufklärungsflieger Bildmaterial des Vercors und der vorgelagerten Gebirge beibringen. Doch dann ändert er die Flugroute und verlässt die vorgeschriebene Flughöhe. Warum, ist unbekannt. Nestroy beginnt hier mit seinen eigenen Vorstellungen, wie es sich hätte zutragen können. Er lässt Antoine zu zwei verletzten Angehörigen der Résistance fliegen. Antoine nimmt sie in seinem Flugzeug auf und rettet sie damit aus ihrer aussichtslosen und todbringenden Lage. Damit begibt er sich jedoch in große Gefahr, denn für den Feind ist er zum schutzlosen Ziel geworden.

Auf seinem Rückflug nach Korsika kommen ihm Erinnerungen an seine Kindheit, als er als Sechsjähriger Flugzeuge konstruiert hatte und sie mit seinen Geschwistern durch das Wohnzimmer fliegen ließ. Er erinnert sich an einen gemeinsamen Flug über Paris mit Nelly, einer engen Vertrauten, der er sehr persönliche Briefe geschrieben hatte. Und er denkt an seine Frau Consuelo und an die konfliktreiche Ehe mit ihr. Antoine und die beiden Geretteten freuen sich über die gelungene Aktion. Doch das Flugzeug stürzt ab und alle drei finden den Tod.

Ein glänzend geschriebener Versuch, eine Version des tragischen Absturzes Antoines zu formulieren und die Gedanken, die ihm über dem Meer fliegend in den Sinn hätten kommen können, in Worte zu fassen.

Traude Banndorff-Tanner

Noll, Ingrid

Goldschatz

Roman. Zürich: Diogenes 2019.
358 S. - fest geb. : € 24,70 (DR)

ISBN 978-3-257-07054-5

„Zicklein“ wird die junge Studentin Trixi von ihrem schottischen Freund Henry genannt. Und er ist der „gute Hirte“, es scheint alles zwischen den beiden gut und problemlos zu laufen. Als Trixis Eltern von einer kinderlosen Tante ein altes Haus erben, entsteht spontan ein verwegener Plan: das junge Paar will, gegen den Willen von Trixis Eltern, in den modrigen Mauern eine alternative Wohngemeinschaft gründen.

Bald sind es fünf Studenten, die das marode Haus retten und es in Eigenregie bewohnbar machen wollen. Mit viel Energie, aber wenig Erfahrung und finanziellen Mitteln gehen sie ans Werk.

Spannend wird die Geschichte erst, als der skurrile Nachbar plötzlich in der Tür steht. Ein alter, wunderlicher Kauz, der die verstorbene Besitzerin sehr gut kannte und in dem Haus ein- und ausgeht. Und dann findet Trixi mit ihrer Freundin beim Räumen einen Beutel mit Goldmünzen. Aber bevor sie den Schatz genau begutachten können, ist er plötzlich wieder verschwunden. Der rüde Nachbar hat ihn geholt und behauptet, es sei sein Eigentum.

Wieweit ist dieser alte Mann mit dem Leben der früh verwitweten, kinderlosen Tante Emma verbunden? Was geschah in den letzten Monaten des Zweiten Weltkriegs? Die Angelegenheit wird immer kurioser und verworrener. Menschliche Knochenfunde im Garten, ein Ehering mit Namen und ein sehr gut versteckter Naziorden deuten auf einen lange zurückliegenden Kriminalfall. Und der alte Mann spendiert nach Gutdünken immer wieder Goldrubel.

Die jungen Bewohner des alten Hauses finden die Angelegenheit spannend und wollen selber das Geheimnis lüften. Die Polizei wird nicht eingebunden. Nur sind sie untereinander nicht mehr ganz ehrlich – der sorglose fröhliche Sommer ist vorbei und die Sache läuft aus dem Ruder. Wie weit hat das Gold die Menschen in seinen Bann gezogen? Die Suche nach weiteren Goldstücken endet in einem tödlichen Schlamassel und auch die Beziehungen innerhalb der Wohngemeinschaft beginnen zu bröckeln. Der Goldschatz bringt – wir schon Jahrzehnte zuvor – kein Glück.

Ingrid Nolls schwarze Geschichten sind immer ein Garant für spannende Unterhaltung. Der harmlose Plauderton verführt dazu, nicht genau hinzusehen und plötzlich ist man mitten in einem Kriminalfall und „Mitwisser“. Die Romanfiguren sind wie Du und Ich. Und in den dunklen Seiten ihrer Seelen findet sich der Leser, oder besser gesagt, besonders in dieser Geschichte: die Leserin, oft wieder.

Ihre zahlreichen Fans können sich auf entspannte Stunden und ein angenehmes Lesevergnügen mit ihrem neuesten Roman einstellen.

Renate Oppolzer

Nordby, Anne

Kalter Strand

Thriller. Meßkirch: Gmeiner 2019.
471 S. - br. : € 16,50 (DR)

ISBN 978-3-8392-2425-0

Tom Skagen, Sonderermittler von Skanpol, arbeitet an grenzüberschreitenden Fällen zwischen Skandinavien und Deutschland. Gemeinsam mit seiner Chefin Jette Vestergaard reist er in eine Ferienhaussiedlung am Ringkobing Fjord, um dort seltsamen Vorkommnissen auf den Grund zu gehen.
Ein brutaler Serientäter, der drei nebeneinander liegende Ferienhäuser mit geheim installierten Kameras überwacht, veranlasst einen Familienvater zu verschiedenen Straftaten, damit er das Leben seiner Familie rettet. So wird der Hund des Nachbarn entführt und durch Angelhaken, die im Futter beigemischt worden sind, getötet. Nachdem der Mörder die Frau des Familienvaters entführt und in einen dunklen Keller gesperrt hat, erhält dieser in einer anonymen Botschaft seine zweite Aufgabe.
Er soll ein Auto, das vor einem Ferienhaus geparkt ist, in Brand stecken. In seiner Verzweiflung führt der Familienvater auch diese Aufgabe durch, doch seine Frau kommt nicht frei. Schließlich soll er eines der urigen Ferienhäuser abfackeln und dadurch eine Familie mit drei Kindern dem Flammentod aussetzen. Durch Zufall kann die Familie gerettet werden, die beiden Ermittler können endlich zuschlagen. Der überraschende Schluss des Romans sei nicht verraten.
Hinter dem Pseudonym Anne Nordby verbirgt sich eine in Deutschland geborene Autorin, die Krimis, Thriller und Hörspiele schreibt. Sie lebt und schreibt in Kopenhagen. Der Roman ist nicht übermäßig grausam, die Taten werden nicht blutrünstig ausgeschlachtet, was bleibt, ist atemlose Spannung. Für angenehmen Lesegenuss sorgen auch die beiden sympathischen Ermittler. Somit hebt sich der Roman von anderen blutrünstigen Skandinavienkrimis ab. Ein sehr empfehlenswerter Kriminalroman, der von Anfang an fesselt und anspricht.

Peter Lauda

Pouchet, Victor

Warum die Vögel sterben

Roman. München: Berlin 2019.
188 S. - fest geb. : € 22,70 (DR)

ISBN 978-3-8270-1377-4

„Es hatte tote Vögel geregnet." Einen originellen ersten Satz wählt der in Paris lebende Literaturdozent Victor Pouchet für seinen Debütroman. Sein Ich-Erzähler schreibt in Paris an seiner Dissertation und hört von den sich häufenden und beruhigenden spontanen Ereignissen, die sich unter anderem auch in seinem Heimatort zutragen.
Er macht sich auf einem Ausflugsschiff, der „Seine Princess", auf den Weg nach Bonsecours, dem Ort, an dem er, wie er schreibt,

„die schlimmsten und besten Jahre meines Lebens verbracht hatte, also eine Kindheit“. In sein „Tote-Vögel-Heft“ notiert und skizziert er Einfälle und Begebenheiten in Bezug auf diese Phänomene.

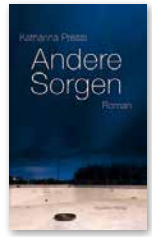
Neben skurrilen Mitreisenden lernt er auch Clarisse, die „Vizekapitänin“ des Schiffes, näher kennen und geht schließlich nach einer gemeinsamen Nacht mit ihr in Rouen von Bord. Rouen ist die Geburtsstadt des Naturwissenschaftlers und lediglich Namensvetter des Autors, Félix Archimède Pouchet, der sich ebenso wie sein Ich-Erzähler mit dem Thema Tierregen beschäftigte und vor allem durch seine Kontroverse mit Louis Pasteur Bekanntheit erlangte.

Er vertrat die Auffassung, dass das Leben aus toter Materie entsteht, die Pasteur nicht teilte und der wissenschaftliche Kampf blieb lange unentschieden. „Es gibt einen Lebenshauch, so schrieb er, eine schöpferische Kraft, die abseits des Fortpflanzungsprinzips wirkt. Félix Archimède nannte sie manchmal die „noch unerklärte Kraft“, an anderer Stelle „Lebensprinzip“ oder auch „plastische Manifestation“!“

Der Ich-Erzähler taucht in die Biographie des bekannten Sohnes der Stadt ein und es mischen sich die Lebensgeschichte des Wissenschaftlers zusehends mit der des Ich-Erzählers. „Auch er hatte Vögel fallen sehen, auch ihn hatte das beunruhigt. Ich führte seine Forschungen also schlicht fort. Als ahnungsloser Erbe der gleichen Obsession trat ich in seine Fußstapfen.“

Die Reise endet, wo die Lebensgeschichte des Autors begonnen hat, in seiner Heimatstadt und im Hause seines Vaters. Voller literarischer Referenzen, raffiniert erzählt, überzeugt dieser Erstling mit seiner Eleganz und seinem Einfallsreichtum.

Julie August



Pressl, Katharina

Andere Sorgen

Roman. Salzburg: Residenz, 2019.
180 S. - fest geb : € 20,00 (DR)

ISBN 978-3-7017-1706-4

Katharina Pressls Debütroman „Andere Sorgen“ ist ein Provinzroman um die Themenbereiche Aufbruch, Ausbrechen und Protest. Die Erzählerin kommt in die Provinz, um das Haus der Mutter auszuräumen und zu verkaufen, da sie die einzige in der Familie ist, die scheinbar Zeit dafür hat. Alle anderen haben „andere Sorgen“, also Verpflichtungen, Kinder, Jobs und Aufgaben. Dies stimmt aber nur bedingt, denn auch die Protagonistin schlägt sich mit freiberuflichen Problemen und Unsicherheiten herum.

Dieses Haus ist das Haus der Kindheit, die sie dort mit ihrer Halbschwester, ihrer Mutter, die ins Altersheim gezogen ist, und ihrem Vater, der irgendwann die Familie verließ, verbracht hat. Weder strategisch noch emotional ist es ein leichtes Unterfangen, ein komplettes Familienhaus auszuräumen, in dem sich jede Menge an Gegenständen, Möbeln und Erinnerungen befinden. Beim Besuch ihres Vaters werden beide von einer Frau überfallen und leicht verletzt. Die Frau verhält sich seltsam und stellt sich später als Malina heraus, die im Altersheim arbeitet. Durch regelmäßige Besuche bei der Mutter im Altersheim wird sie auf den geplanten Streik des Pflegepersonals aufmerksam. Zudem entwickelt sich ein Kontakt

zu ehemaligen Freunden der Hauswilderei, einer Art Kulturinitiative im Ort.
Gemeinsam mit Freunden der Hauswilderei unternimmt sie – zur Unterstützung der Forderungen des Pflegepersonals – eine abgesprochene Scheinentführung. Sie fahren mit einigen alten Leuten aus dem Heim, unter anderem ihrer Mutter, ans Meer nach Slowenien zum Fischessen und bescheren einander einen wunderschönen Tag. Die Szenen mit Malina, die scheinbar für ihr Leben einen Kick benötigt, um sich nicht zu verlieren, sind manchmal schräg und nehmen überraschende Wege, ganz wie es von der Erscheinung Malina zu erwarten war, aber dennoch unerwartet. Katharina Pressl erzählt schwunghaft, eindringlich und durchgehend im Präsens, was eine höhere Empathie erzeugt.

Rudolf Kraus

Publig, Maria

Killerkarpfen

Waldviertel-Krimi. Meßkirch: Gmeiner 2019.
442 S. - br. : € 14,40 (DR)

ISBN 978-3-8392-2411-3

Nach ihrem Roman „Waldviertelmorde“ will Maria Publig ihre Leser mit neuen Abenteuern ihrer Wiener PR-Lady Wally Winzer überraschen. Die Wienerin zieht es nach Großlichten, einem winzigen Dorf im Waldviertel, wo sie ein altes Häuschen erwirbt und sich in dem großen Garten als Hobby-Gärtnerin betätigen will. Auch will ihr schwedischer Freund Björn sie dort besuchen. Damit es im Garten gepflegt aussieht, verpflichtet sie einen jungen Gärtner als Gehilfen. Doch der Frieden währt nicht lange!
Der rüpelhafte Karpfenteichbesitzer wird als Vogelscheuche in Wally Winzers Gemüsegarten tot aufgefunden. Ebenso wird kurz darauf eine aktive Umweltaktivistin ermordet. Zu allem Überfluss gibt es bald eine dritte Leiche! Der Dorfpolizist Grubinger holt sich Hilfe von auswärts. Auch Wally Winzer will das Rätsel der Morde klären und entdeckt viele Ungereimtheiten. Die Ermittlungen im dörflichen Durcheinander erweisen sich als besonders schwierig, da die Ermittler auf eine Mauer des Schweigens stoßen. Doch Wally Winzer versucht diese zu durchbrechen und bringt ihre vertraute Freundin Romy in große Gefahr.
Ein leichtfüßiger, amüsanter Krimi, den man mit viel Vergnügen liest, humorvoll und ungewöhnlich. Man kann nur hoffen, dass es in Zukunft weitere Kriminalfälle mit Walli als Ermittlerin gibt. Sehr empfehlenswert.

Peter Lauda

Ragde, Anne B.

Die Liebhaber

Roman. München btb 2019.
411 S. - fest geb. : € 20,60 (DR)

ISBN 978-3-442-75786-2

Anne Birkefeldt Ragde schreibt seit Jahren erfolgreich Kinder- und Jugendbücher sowie Familienromane. Mit „Das Lügenhaus“ begann

sie über die Familie Neshov in Trondheim zu erzählen und landete einen Bestseller. Die raue und faszinierende Landschaft ihrer Heimat spiegelt sich in den von ihr gezeichneten eigensinnigen Charakteren ihrer Figuren wider. Das Leben in der Einsamkeit und kraftvollen Natur prägt seine Menschen und vielleicht liegt gerade darin die Anziehungskraft für ihre Leserschaft.

Mit „Die Liebhaber“ erzählt sie nun ein weiteres Kapitel aus der Familienchronik der Neshovs. Torunn Neshov, die Tochter des Schweinezüchters Tor, kehrt nach einer weiteren enttäuschenden Liebesbeziehung nach Trondheim zurück, um in das Bestattungsunternehmen ihres Onkels Margido einzusteigen.

Torunn beginnt mit dieser neuen beruflichen Aufgabe auch über ihre eigenen Wünsche und Verfehlungen nachzudenken. Berührende Begegnungen, tragische Schicksale und Familiengeheimnisse führen Torunn immer näher an das Leben, das sie so lange ersehnt hat und sich doch ganz anders vorgestellt hat. Als sie sich entscheidet, den alten Bauernhof ihrer Familie zu übernehmen, scheint sie auf eine gewisse Weise angekommen zu sein.

Auch dieses Mal nehmen die verschiedenen Lebensgeschichten, die Ragde hier nachzeichnet, wieder die eine oder andere überraschende Wende. Die Schnoddrigkeit, der trockene Humor und die herbe Herzlichkeit der Bewohner Trondheims und im speziellen der Familie Neshov schaffen eine besondere Atmosphäre, die wohl wesentlich zum Erfolg von Ragdes Büchern beitragen.

Julie August

Rossbacher, Claudia

Steirerrausch

Sandra Mohrs neunter Fall. Kriminalroman.
Meßkirch: Gmeiner 2019.
279 S. - br. : € 15,50 (DR)

ISBN 978-3-8392-2414-4

Nun ist der neunte Roman aus der erfolgreichen Steirerkrimireihe mit der umsichtigen LKA-Ermittlerin Sandra Mohr und ihrem nervigen Chefermittler Sascha Bergmann erschienen. Wie immer nervt dieser mit seinen sexistisch-witzigen Zwischenbemerkungen gehörig seine Kollegin.

In einer Herbstnacht werden die beiden in die Südsteiermark gerufen, wo ein Weinbauer in seinem Häuschen im Weinberg erschossen aufgefunden wurde. Zu ihrem Leidwesen entwickelt sich die Fahrt zum Tatort in Kitzeck im Sausal zu einer gehörigen Nervenprobe. Der Nebel wird immer dichter, sodass man auf der kurvigen Bergstrecke nur wenige Meter sieht. Plötzlich taucht aus dem Nichts ein geisterhaftes Mädchen mitten auf der Fahrbahn auf, das sofort im dichten Neben wieder verschwindet. Bergmann, der desinteressiert mit seinem Handy beschäftigt ist, bemerkt dies gar nicht, sondern wundert sich nur, warum Sandra Mohr das Lenkrad verreißt.

Als sie ankommen, ist vieles sonderbar. Denn dessen alte Mutter behauptet, dies alles führe in dunkle Zeiten zurück, zum Spuk von Trebian in den Franzosenkriegen. 1809 wurde am selben Tatort schon einmal ein Mord verübt,

als ein französischer Soldat seine Geliebte und dessen neuen Freund erschoss. Seither geistert laut Meinung der Alten das erschossene Mädchen in der Gegend herum. Die legendäre Seherin von Waltendorf soll 1927 den Spuk jedoch beendet haben. Warum spukt es noch immer? Wer nützt diesen Aberglauben beinhart aus?

Die Verknüpfung von Nebel, Aberglaube und Realität des Falles gelingt der Kommissarin nur mühselig, wobei ihr Chef ihr keine besondere Hilfe ist. Dass am Ende des Buches der Mord mit simplen, realistischen Fakten aufgeklärt wird, ist ein Wunder. Die Romane von Claudia Rossbacher wurden teilweise erfolgreich fürs Fernsehen verfilmt. Auch dieser Roman eignet sich sehr dafür. Bei der Lektüre von „Steierrausch" kommt bisweilen Unverständnis auf, da Geisterwelten und Aberglaube schon immer auf Widerspruch gestoßen sind. Dennoch sollte man auch diesen Roman mit Spannung lesen.

Peter Lauda

Roth, Gerhard

Die Hölle ist leer – die Teufel sind alle hier

Roman. Frankfurt: S. Fischer 2019.
368 S. - fest geb. : € 25,70 (DR)

ISBN 978-3-10-397213-9

Emil Lanz, die Hauptfigur in Gerhard Roths jetzt erschienenem zweiten Band seiner Venedig-Trilogie, ist ein verwitweter Übersetzer klassischer Werke, der in einem Haus auf dem Lido wohnt. Er wüsste sofort, was es mit dem Romantitel auf sich hat: „Die Hölle ist leer, die Teufel sind alle hier" – ein Zitat aus Shakespeares „Sturm". Er ist seinem Dasein überdrüssig und am Beginn des Romans fest entschlossen, seinem Leben ein Ende zu bereiten. Venedig erhebt sich in Gerhard Roths Roman gleichsam als Metropole des Scheins, als ein idealer Platz für Träume und Verbrechen, ein Brückenkopf der Fantasie in der traurigen Gegenwart. Mit Worten und Wassertaxis verkehrt der zu einem Zeugen einer Mordserie gewordene Übersetzer zwischen Leben und Tod, Schönheit und Untergang, Spiel und tödlichem Ernst.

Am Strand wurde die Leiche eines Flüchtlingsmädchens gefunden, es tobt ein Bandenkrieg zwischen Menschenhändlern und Schleppern. Und irgendwann scheint es Emil Lanz, als liefen im Schicksal des toten Kindes alle Fäden seines eigenen Lebens zusammen. Immer wieder überfällt ihn der Verdacht, längst schon tot oder verrückt zu sein. Seine Gänge durch das geheimnisvolle Venedig führen den manischen Büchersammler auch stets vorbei an vielfältigen Widerspiegelungen der Weltliteratur. Dazu wird vom Autor das System der Kanäle und Gassen, das wuchernde Mythengewebe freigelegt. „Sie dürfen nicht glauben, dass alles, was Sie sehen und erfahren, schon die Wirklichkeit ist. Es ist nur ein Partikel in der Schwärze des Universum", sagt eine der Figuren, die Emil Lanz durch die Anschläge und Tücken der trügerischen venezianischen Zwischenwelt begleiten. Alles erscheint unsicher. Und zu diesem schwankenden Grund gehört der immer mitlaufende Verdacht des Lesers, am Ende einem großen Schwindel aufgesessen zu sein. Das ist die große Kunst Gerhard Roths, der sich nach seinen zwei großen Romanzyklen nun mit einer weiterer Romantrilogie in die Weltliteratur einschreibt.

Simon Berger

Schwab, Kirstin

Atemraub

Gedichte. Graz: edition keiper, 2019.
120 S. - br. : € 15,40 (DL)

ISBN 978-3-903144-74-3

Das lyrische Debüt der gebürtigen Grazer Autorin, Schauspielerin und Künstlerin Kirstin Schwab besteht aus vier Kapiteln über atemberaubende und atemraubende Momente, die literarisch am sinnvollsten lyrisch festgehalten werden sollten. „ihr weichen kantigen spitzen kuriosen fremden nahen Worte“, so der Titel des ersten Kapitels, bedient sich Schwab einer Sprache mit allen Befugnissen, sozusagen als poetische Sonderermittlerin, die nur dem Vers alleine Rechenschaft ablegen muss.

Da schreitet eine Katze durch ein Gedicht, „hingebungsvoll / verhaaren / meine Gedichte“ (S. 16), doch das scheint bei „dement“ schon wieder in Vergessenheit geraten: „Wort für Wort / verliere ich / meinen einzigen Gedanken“ (S. 23). Die weiteren Kapitel tragen die Titel „Liebesdichte“, „ich lebe im wilden Eigenstand“ und „vom Zeitfleisch“, wobei letzteres Kapitel am Weg „ins Paradies“ endet, wo davor noch die Sünde steht: „ein Beichtstuhl / steht im Walde / ganz still und // sündig“ (S. 114/115).

Das Atmen, das stille und selbstverständliche, das geübte und das raubende Atmen in allen Formen sind die Begleiter von Kirstin Schwabs Gedichten, wobei auch die Schauspielprofession hervorblinzelt. Die Gedichte sind oft auf das Wesentliche reduziert, haben Tiefgang und Humor, und berühren viele Lebenslagen: „wenn wir könnten / stünden wir immer noch hier / Hose in Hand / Kopf im Bauch / / scharf vor der Klinge“ (S. 37).

Die vielseitige Ausbildung der Autorin klingt aus vielen Gedichten, oftmals dramaturgisch auf den Punkt gebracht. „behalt mich / bitte behalt mich // im Bauch“ (S. 89). Ich behalte das eine und andere Gedicht im Kopf und das ist gut so.

Rudolf Kraus

Sedaris, David

Calypso

Erzählungen. München: Blessing 2018.
271 S. - fest geb., € 22,70 (DR)

ISBN 978-3-89667-635-1

Aus dem Amerikan. von Georg Deggerich

Der in den USA geborene David Sedaris lebt nun in England, wo er für den „New Yorker“ und BBC Radio 4 seine humorvollen und bissigen Essays schreibt. Mit seinen Büchern „Naked“, „Fuselfieber“ und „Das Leben ist kein Streichelzoo“ wurde er berühmt und zum Bestsellerautor. Seine neueste Sammlung „Calypso“ ist wieder eine launige Geschichtensammlung, in denen Alltäglichkeiten angeprangert werden. Die meisten Geschichten kreisen um seine Familie. In den Ferien und an den Feiertagen kommen seine Geschwister, sein betagter Vater und Verwandte im el-

terlichen Strandhäuschen zusammen, wo sie den Meerblick genießen.
Calypso ist nicht nur der Name einer griechischen Sagengestalt oder eines gewissen Tanzrhythmus. Hier ist Calypso der Name einer Katze, die in einer der Geschichten die Hauptrolle spielt. Besonders witzig sind vor allem Sedaris' Erfahrungen mit den amerikanischen Gepflogenheiten. Wenn er zum Beispiel einen Kaffee bestellt, werden ihm noch diverse Süßigkeiten angepriesen und es dauert, bis er sein gewünschtes Getränk vor sich stehen hat. Auch erfährt man, dass die Amerikaner nicht mehr „Great" schreien, wenn sie etwas toll finden. Das neue Wort für etwas Großartiges ist „Awesome".
So lesen sich die Geschichten des Autors leichtfüßig und überaus unterhaltsam. Gegen Ende des Buches handeln die Geschichten von diversen Verdauungsproblemen und es wird dadurch etwas ungustiös. Doch wer die Geschichten des Autors bisher geschätzt hat und vielleicht einige der Bestseller gelesen hat, wird auch mit der neuen Sammlung von Essays und Erzählungen seine pure Freude haben.

Peter Lauda

Sellano, Luis

Portugiesisches Blut

Ein Lissabon-Krimi. München: Heyne 2019. 381 S. - br. : € 15,50 (DR)

ISBN 978-3-453-43922-1

Nachdem der ehemalige Ermittler Henrik Falkner das Erbe seines verstorbenen Onkels angetreten hat und nach Lissabon gezogen ist, hat er sich dort unter der portugiesischen Sonne ein neues Leben aufgebaut. In Antiquariat seines Onkels fühlt er sich sichtlich wohl, obwohl eine überschaubare Ordnung noch immer fehlt. Sein Onkel Martin hat so manch außergewöhnliche Exponate gesammelt, die versteckt in diversen Büchern auf so manches Verbrechen in der Vergangenheit hinweisen.
Eines Tages betritt die Brasilianerin Paula Cardenas Henriks Antiquariat und überreicht ihm einen Brief, der darauf hinweist, dass ihrer Mutter einst in Lissabon etwas zugestoßen sein muss. Paulas Mutter war nach Lissabon gereist, um an einem Seminar des legendären Schamanen Don Alfredo teilzunehmen. Seither ist sie spurlos verschwunden. Henrik verspricht Paula, sich um die Angelegenheit zu kümmern. Wird er wieder der Hilfe seiner „Freundin", der schönen Polizistin Helena, bedürfen? In seiner Neugier verstrickt er sich immer weiter in dem Netz aus Rache, Korruption und zerstörter Familiengemeinschaft, wobei er immer wieder auf einen Namen stößt, Orlando Morgado, auf den er schon einst bei Nachforschungen gestoßen war. Schließlich gerät Henrik Falkner in tödliche Gefahr.
Dies ist der vierte Band der Lissabon-Reihe von Luis Sellano. Und auch der neue Roman wird den Leser nicht enttäuschen! Nicht nur, dass er durch die engen Gassen und Lokale wie das Café Brasil führt, für die Lissabon berühmt ist, auch fängt der Roman die Hitze des Sommers ein, welche von Henrik Falkner alles abverlangt.
Im letzten Drittel des Buches wird der Krimi ungeheuer spannend! Man kann nur hoffen, dass der deutsche Erbe noch viele geheimnisvolle Fälle in den Büchern seines Antiquariats findet.

Peter Lauda

Steinfest, Heinrich

Der schlaflose Cheng

Sein neuer Fall. München: Piper 2019.
288 S. - br. : € 16,50 (DR)

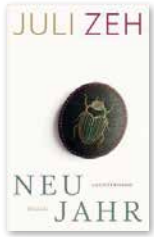
ISBN 978-3-492-06148-3

„Dies ist der fünfte Fall Markus Cheng und ziemlich sicher der letzte“, verkündet der Autor auf dem Buchumschlag. Steinfest wie auch sein Ermittler kokettieren mit dem, was man so leichtfertig Wirklichkeit nennt. „Cheng war nicht nur kein Chinese, er war auch kein Reisender.“ Dies wird in diesem Band jedenfalls auf das genaueste überprüft. „Der Irrtum ist die Basis unseres Lebens.“

Cheng hat die Mitte seines Lebens überschritten und sieht „das Ende der Straße, auf der er sich bewegte“, schon recht deutlich und beschließt das erste Mal seit seiner Kindheit Urlaub zu machen. Fünf Tage, beschließt er: für jedes Lebensjahrzehnt ein Tag sozusagen. Cheng reist naturgemäß nicht an einen Sehnsuchtsort, sondern wählt ein Hotel nach seinem Geschmack, das sich rein zufällig auf Mallorca befindet. Genau in diesem trifft er auf den Synchronsprecher Peter Polnitz, mit dem er einen Abend verbringt.

Ein Jahr später bittet die Tochter Polnitz den Wiener Ermittler Cheng um Hilfe. Ihr Vater sitzt wegen Mordes an einem amerikanischen Schauspieler, für den er jahrelang die deutsche Synchronisation übernommen hat, in einem Londoner Gefängnis. Cheng reist nach London, um der Sache nachzugehen. Markus Cheng, „der Mann ohne Liebe“, der jedoch auf weibliches Geschick und Intuition vertraut, erhält auch hier wieder Unterstützung von Frau Wolf und Margot. Welche Rolle eine Expedition nach Grönland und auch das einsame Island spielen oder auch nicht und warum Cheng am Ende seine Detektei nicht mehr leitet, sondern Frau Wolf, werden die Leserinnen und Leser auch dieses Mal gerne durch den Genuss von Steinfests eleganter Fabulierkunst herausfinden.

Julie August



Zeh, Juli

Neujahr

Roman. München: Luchterhand 2018.
192 S. - fest geb. : € 20,60 (DR)

ISBN 978-3-630-87572-9

Der Roman setzt am Neujahrstag ein. Ein männlicher Erzähler fährt mit seinem Rad im Gegenwind einen Berg hoch. Seine Beine schmerzen. Er kämpft sich weiter den Berg hoch. Er ist dabei allein mit seinen Gedanken, die um die letzten Tage kreisen. Verlagslektor Henning verbringt mit seiner Frau, der Steuerberaterin Theresa und dem gemeinsamen Sohn die Tage zwischen den Jahren auf Lanzarote. Beide arbeiten Teilzeit, teilen sich die Kindererziehung und leben im beschaulichen Göttingen.

Zeh zeichnet gekonnt – wie Lesern und Leserinnen ihres Roman „Unterleuten“ bekannt

– pointiert ein prototypisches Mittelstandsleben dieser Tage: Gut gebildete und ausgebildete Menschen, die sich zwischen Familie, Pflichterfüllung und dem Diktum der Selbstverwirklichung zunehmend überfordern. Henning hat bis dato gut funktioniert und am Wochenende immer seinen Ausgleich in langen Radtouren gefunden, bevor „ES“ plötzlich in sein Leben eingebrochen ist. Seither herrscht Unsicherheit und Angst, dass „ES“ jederzeit wie ein Raubtier zum Sprung ansetzen und ihn überfallen könnte. Die Rede ist hier von Panikattacken, die Henning seit einiger Zeit quälen.

Die drohende Unterzuckerung führt Henning auf seiner Radtour in das Haus einer deutschen Aussteigerin und in Berührung mit seinem Kindheitstrauma, das Zeh im zweiten Teil des Romans bis zur Gänze ausschildert. Es erzählt von Vernachlässigung und früher Verlassenheit, die auch vor der gut gebildeten Mittelschicht nicht Halt macht. Henning wurde als Kind mit seiner kleinen Schwester aus ihm unerklärlichen Gründen im Ferienhaus auf Lanzarote allein gelassen. Es ist natürlich, das Haus, das nun die deutsche Künstlerin bewohnt und genügend Auslöser für Henning bietet, sein Trauma immer wieder zu beleben. Da gibt es einen Brunnen und unzählige Spinnen, die Flashbacks auslösen und Henning in Berührung mit einer lang verdrängten Vergangenheit bringen.

Zehs neuer Roman zeigt am Beispiel des Familienvaters Henning die tiefe Verunsicherung zwischen den Geschlechtern und die Schattenseiten einer zunehmend individualisierten Gesellschaft. Für Fans von Juli Zeh ein Muss und ein bekömmliches Lesevergnügen.

Julie August

BIOGRAFIEN

Kielinger, Thomas

Die Königin

Elisabeth I. und der Kampf um England.
München: Beck 2019.
375 S. : zahlr. Ill. - fest geb. : € 25,70 (BI)

ISBN 978-3-406-73237-9

Der Grundstein für die jahrhundertelange maritime Vorherrschaft Großbritanniens in Europa und der Welt wurde im 16. Jahrhundert gelegt. Der Aufstieg begann 1588 mit dem Sieg der kleinen, beweglichen englischen Flotte über die wenig manövrierbare, große spanische Armada.

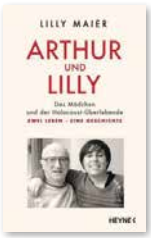
Die englischen Seefahrer(Francis Drake etc.), die auf allen Weltmeeren auftauchten, neue Seewege erkundeten und befuhren, verbreiteten Angst und Schrecken. Sie wurden von Königin Elisabeth I. (1558-1603) nach Kräften unterstützt. Imperialistin war sie aber keine. Sie hasste den Krieg und tat alles, um ihr Land aus den kriegerischen Verwicklungen, die sich auf dem europäischen Festland abspielten, herauszuhalten. Dort waren die Glaubenskriege zwischen Katholiken und Protestanten in vollem Gang. England blieb davon verschont.

König Heinrich VIII., der Vater Elisabeths und seiner zweiten Gemahlin Anne Boleyn, hatte mit dem Papst gebrochen und die anglikanische Staatskirche begründet. Die Katholiken versuchten, wohl unter der Führung Maria

Stuarts, ihre verlorene Stellung zurückzugewinnen, aber Elisabeth hielt an der religiösen Linie des Vaters fest. Es kam zu einer Reihe von Verschwörungen, in die die schottische Königin verstrickt war. Maria Stuart wurde in den Tower geworfen und nach 17-jähriger Haft enthauptet.

In der Regierungszeit Elisabeths erlebte England einen kulturellen Höhepunkt. Es war die Zeit des großen Dramatikers William Shakespeare. Die englische Königin, die es ablehnte, eine Heirat einzugehen („Virgin Queen"), war eine beachtenswerte Persönlichkeit. Sie war klug, humanistisch gebildet, sprach mehrere Sprachen und liebte es, höfische Festspiele zu veranstalten, bei denen sie sich, in kostbare Roben gekleidet, ungehemmt vergnügte. Ihre Person und ihr Wirken sind bis heute im Kollektivgedächtnis der Menschen fest verankert. Thomas Kielinger hat eine sehr detaillierte, kenntnisreiche Biographie geschrieben.

Friedrich Weissensteiner



Maier, Lilly

Arthur und Lilly

Das Mädchen und der Holocaust-Überlebende. Zwei Leben, eine Geschichte. München: Heyne 2018. 384 S. : Ill. - fest geb. : € 22,70 (BI)

ISBN 978-3-453-20282-5

Wer etwas über die viele Leben rettenden Kindertransporte im Zweiten Weltkrieg erfahren möchte, wer die Lebensgeschichte eines beeindruckenden Menschen lesen möchte, der sollte zu diesem Buch greifen.

Oswald Kernberg wird als zehnjähriges Kind mit einem Kindertransport von Wien nach Frankreich, und als es dort zu unsicher wird, über Spanien und Portugal in die USA gebracht. Er und seine Familie sind als Juden 1939 in Wien nicht mehr sicher. Seine Eltern hoffen, ihn so außer Gefahr bringen zu können. Sie wollen mit seinem Bruder (er wird nicht für den Kindertransport zugelassen) nachkommen, was leider nicht gelingt. Die Familie wird 1941 in ein Ghetto in Opole deportiert, das letzte vorhandene Lebenszeichen stammt aus demselben Jahr. Lilly Maier erläutert, dass nicht festgestellt werden kann, „wann genau" die Familie den Tod durch die Nationalsozialisten fand. Ihr jüngster Sohn Oswald überlebt. Er wächst in den USA auf, ändert seinen Namen auf Arthur Kern, studiert, verliebt sich in eine Studienkollegin, sie heiraten, bekommen Kinder, Enkelkinder.

Als Lilly Maier elf Jahre alt ist, lernt sie Arthur Kern kennen. Arthur reist nach Wien, um die Wohnung zu sehen, in der er aufgewachsen ist. Es ist eben jene Wohnung, in der Lilly mit ihrer Mutter lebt. Lilly nimmt an dem Projekt „A Letter to the Stars" teil. Lilly und Arthur werden Freunde, sie wird Historikerin, der Weg dorthin begann mit ihrer Begegnung mit Arthur Kern als Elfjährige, der noch viele folgten. Jetzt ist sie mit dem Buch „Arthur und Lilly" zu seiner Biografin geworden.

Sie beschreibt die Zeit seiner Flucht sowie das Leben, das Arthur danach geführt hat. Und die fast unglaublichen Zufälle, die es durchziehen. Parallel erzählt Lilly Maier auch davon, wie sie bei ihrer Recherchetätigkeit vorgegangen ist und von weiteren Menschen, die als Kinder ohne ihre Eltern vor den Nationalsozialisten fliehen mussten. Mit Spannung liest man sich durch die Lebensgeschichte Arthur Kerns und erfährt hierbei vieles über

die Ereignisse um die Kindertransporte und was danach aus diesen Kindern wurde. Maier legt auch detailliert ihre Vorgehensweise bei der Recherche dar, wie sie den Spuren Arthur Kerns durch die verschiedenen Länder gefolgt ist, wo sie die Orte, in denen er Zuflucht fand, besuchte, aber auch verschiedenste Institutionen und Archive, um die vorhandenen Unterlagen zu sichten.
Ich möchte dieses Buch jedem ans Herz legen. Herauszuheben ist es sicherlich auch als Lektüre für Jugendliche, die sich mit Themen wie dem Zweiten Weltkrieg, der Judenverfolgung, Flucht, aber auch mit der Frage nach der eigenen Berufswahl auseinandersetzen.

Clara Spielvogel

Österle, David

„Freunde sind wir ja eigentlich nicht"

Hofmannsthal, Schnitzler und das Junge Wien.
Wien: Kremayr & Scheriau 2019.
224 S. : zahlr. Ill. - fest geb. : € 24,00 (BI)

ISBN 978-3-218-01162-4

Die Beschäftigung mit „Wien um 1900" ist eigentlich ein kulturelles Modephänomen, das sich schon ein wenig abgenützt hat. Der junge David Österle, der auch als Musiker hervorgetreten ist, gewinnt dem wohl vertrauten Thema aber doch einige neue und interessante Facetten ab.
Österle befasst sich vorrangig mit dem Literatenkreis von „Jung Wien", neben Hofmannsthal und Schnitzler wendet er seine Aufmerksamkeit Felix Salten, Richard Beer-Hofmann und Hermann Bahr zu.
Schon der Titel seines Buches stammt von Beer-Hofmann. Er macht deutlich, dass der Biograf nicht geneigt ist, in kritikloser Anbetung zu verharren. Snobismus, Dandytum, Konkurrenzneid und eine gewisse innere Unsicherheit der hochbegabten Großbürgersöhne treten vor allem in den gut gewählten Originalzitaten zutage. Hofmannsthal dichtete etwa 1890 zur großen Maidemonstration der Wiener Arbeiterschaft: „Tobt der Pöbel in den Gassen, / ei mein Kind so lass' ihn schrei'n, / denn sein Lieben und sein Hassen / ist verächtlich und gemein." Gut, das sind die (wohlklingenden) Verse eines ängstlichen Sechzehnjährigen, aber sie sagen viel aus über die soziale Position des Gymnasiasten, der sie schrieb.
David Österle, Mitarbeiter des Boltzmanninstituts für Theorie der Biografie, trifft hier und auch sonst sehr genau den wunden Punkt. Ihm ist zu gratulieren. Er hat ein interessantes Buch geschrieben. Erfreulich ist auch die große Zahl gut gewählter Abbildungen.

Robert Schediwy

Piper, Ernst

Rosa Luxemburg

Ein Leben. München: Blessing 2018.
832 S. : Ill. - fest geb. : € 32,90 (BI)

ISBN 978-3-89667-540-8

Dies ist ein Buch für jene, die einen sehr ausführlichen Überblick über Rosa Luxemburgs

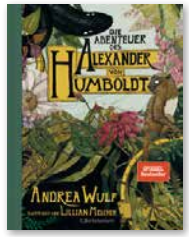
Leben erlangen möchten. Ernst Piper spannt einen Bogen von Luxemburgs Kindheit über ihre Studienjahre in der Schweiz, zu ihren publizistischen und politischen Tätigkeiten und Überzeugungen und schreibt von Rosa Luxemburgs Mitstreitern und Mitstreiterinnen, den Auseinandersetzungen, die sie mit Zeitgenossen austrug und den kontroversen Meinungen, die sie zu den Haltungen derselben hatte.

Er geht sowohl auf ihre schriftlichen Arbeiten und deren Rezeption, wie auch auf ihre zwischenmenschlichen Beziehungen ein. Nicht zu vergessen sind auch Luxemburgs diverse Gefängnisaufenthalte.

Es ist ein Leichtes, durch die Lektüre des Buches Anregungen zur Vertiefung in die Texte Rosa Luxemburgs selbst zu finden, sei es eine Ausgabe ihrer Briefe, aus denen immer wieder zitiert wird oder ein Text wie „Die Russische Revolution“. Das Beschriebene untermauert der Autor durchwegs mit zahlreichen Quellenangaben. Auch die Veranschaulichung von etwaigen Zusammenhängen kommt nicht zu kurz.

Wer sich dieses Buch vornimmt, ohne bereits Vorkenntnisse von der Thematik zu besitzen, sollte sich dafür ausreichend Zeit nehmen, da die Informationsfülle doch erheblich ist. NeueinsteigerInnen sollten auf jeden Fall ausreichend Sitzfleisch mitbringen. Gerade diesen würde ich das Buch von Ernst Piper aber empfehlen, denn am Ende wird man mit einem guten Gesamtüberblick über Rosa Luxemburgs Leben und Werk belohnt.

Clara Spielvogel



Wulf, Andrea

Die Abenteuer des Alexander von Humboldt

Eine Entdeckungsreise. Ill. von Lillian Melcher.
München: Bertelsmann 2019.
272 S. : zahlr. Ill. - fest geb. : € 28,80 (BI)

ISBN 978-3-570-10350-0

Die Humboldt-Expertin Andrea Wulf („Alexander Humboldt und die Erfindung der Natur“) legt hier ein farbenprächtiges, opulent illustriertes Buch über Humboldts berühmte Südamerikaexpedition vor.

Angeregt von seinen Tagebüchern, Kupferstichen, Skizzen, Landkarten und präparierten Pflanzen erzählt sie die Geschichte seiner Reise aus einer völlig neuen Perspektive, nämlich anhand Alexander Humboldts eigener Tagebuchaufzeichnungen, die erst vor kurzem zugänglich gemacht wurden.

Die expressiven Zeichnungen der New Yorker Illustratorin Lillian Melcher fangen etliche Szenen der Expedition beeindruckend ein, etwa die waghalsige Fahrt auf dem Orinoko oder die spektakuläre Besteigung des Chimborazo.

Das schön gestaltete Buch berichtet von Mühsal, Gefahren, Begeisterung und Entdeckungen, aber auch von Humboldts Begegnungen mit der indigenen Bevölkerung Südamerikas und seinen Warnungen vor dem vom Menschen verursachten Klimawandel. Wissenschaft trifft da Abenteuer, eine wahrhaft sinnliche Entdeckungsreise.

Bernhard Preiser

GESCHICHTE, KULTUR-GESCHICHTE

Bauer, Kurt

Der Februaraufstand 1934

Fakten und Mythen.
Wien: Böhlau 2018.
217 S. : zahlr. Ill. fest geb. : € 29,00 (GE)

ISBN 978-3-205-23229-2

1934 war das blutigste Jahr in der kurzlebigen Geschichte der Ersten Österreichischen Republik. Im Februar kam es zu einem bewaffneten Zusammenstoß zwischen dem Schutzbund, der Wehrformation der oppositionellen Sozialdemokraten und der bürgerlichen Regierung, die unter der autoritären Staatsführung von Bundeskanzler Engelbert Dollfuß stand. Dollfuß bot das Bundesheer auf, das von den Heimwehren unterstützt wurde. Obwohl viele der Ereignisse mittlerweile von der Geschichtsforschung ergründet wurden, wird das martialische Geschehen bis heute von den betroffenen politischen Lagern unterschiedlich interpretiert.

Der bekannte Historiker Kurt Bauer erhielt vor ein paar Jahren vom „Zukunftsfonds der Republik Österreich" den Auftrag, die Zahlenangaben der Todesopfer der Februarereignisse zu überprüfen und die existierenden Mythen von den Fakten zu trennen. Bauer hat diesen Auftrag mit wissenschaftlicher Akribie erfüllt. Er hat jedem einzelnen Todesopfer nachgespürt und seine Recherchen am Ende des Buches in alphabetischer Reihenfolge veröffentlicht.

Fazit seiner Forschungen: Die Anzahl der Todesopfer war auf beiden Seiten ungefähr gleich hoch. Und dann mythenlos: Der Aufstand, wenn man ihn überhaupt als solchen bezeichnen will, wurde von der Regierungsseite provoziert; die sozialdemokratische Führung (Otto Bauer, Julius Deutsch) versagte völlig und handelte verantwortungslos – die Gemeindebauten in Wien waren keine Bürgerkriegsfestungen.

Dollfuß ließ einige Bauwerke mit Haubitzen beschießen. Giftgas kam nicht zum Einsatz, die Behandlung des geschlagenen Gegners war unnötigerweise unbarmherzig, die Nationalsozialisten wurden von den Ereignissen überrascht.

Friedrich Weissensteiner

Buchmann, Bertrand Michael

Insel der Unseligen

Das autoritäre Österreich 1933-1938.
Wien: Molden 2019.
256 S. fest geb. : € 26,00 (GE)

ISBN 978-3-222-15031-9

Mit der Geschichte Österreichs in den Jahren zwischen 1934 und 1938 beschäftigt sich auch der prominente Publizist und Historiker Bertrand Michael Buchmann. Der Zeitraum

ist zwar von der Geschichtsforschung bereits breit untersucht worden, aber es gibt noch immer offene Fragen.
So konnte man sich bislang noch immer nicht über eine allgemein akzeptierte Nomenklatur einigen. Während die einen über den „Austrofaschismus“ sprechen, reden die anderen über den „autoritären Ständestaat“. Die ideologischen Gegensätze zwischen „links“ und „rechts“ in dieser Frage sind offenbar nicht überbrückbar. Buchmann macht dazu einen Vermittlungsvorschlag. Er meint, man solle sich auf die Bezeichnung „Dollfuß-Schuschnigg-Regime“ einigen. Aber diese Bezeichnung ist u.a. wohl zu farblos, um konsensfähig zu sein.
Buchmann legt ein flüssig geschriebenes, klug gestaltetes, thematisch ausgewogenes Buch vor. Er bettet das historische Geschehen in Österreich in das (mittel)europäische Umfeld ein, denn das Land war ja nie eine politische Insel. Auch damals nicht.
Der Autor beschäftigt sich eingehend mit der Vorgeschichte des Zeitraumes, um dann die Entwicklung von der parlamentarischen Demokratie zum Ständestaat Schritt für Schritt nachzuzeichnen.
Einen besonderen Hinweis verdienen die eingestreuten Quellentexte (Korneuburger Eid, Anton Wildgans: Rede über Österreich, Parlamentsdebatten, Maiverfassung, Berchtesgadener Unterredung zwischen Hitler und Schuschnigg usw.). Das letzte Kapitel des Buchs: „Was wäre gewesen, wenn …“ halte ich für entbehrlich. Ja, was wäre gewesen? Diese Frage gehört in ein Handbuch für Katastrophenforschung.

Friedrich Weissensteiner

Gerste, Ronald D.

Wie Krankheiten Geschichte machen

Von der Antike bis heute.
Stuttgart: Klett-Cotta 2019.
381 S. : Ill. - fest geb. : € 20,60 (GE)

ISBN 978-3-608-96400-4

Dies ist kein „wissenschaftliches“ Buch sondern „history entertainment“. Der deutsche Arzt Gerste ist ein Vielschreiber. Er hat schon über Amerikas First Ladies publiziert und über den Einfluss des Wetters auf die Weltgeschichte.
Der routinierte Sachbuch-Autor Gerste setzt seine Bücher baukastenmäßig zusammen, sie enthalten interessante, aber oft nur lose zusammengebundene Geschichten. Ein wenig in die Nesseln gesetzt hat sich Gerste mit seiner Skepsis bezüglich der globalen Erwärmung.
Auch Gerstes Zeitreise im vorliegenden Buch führt von Alexander dem Großen bis John F. Kennedy und berührt wiederum verschiedenste Kontinente und Kulturen. Das hat einen der Rezensenten dazu angeregt, Goethe zu zitieren: „Wer will was Lebendiges erkennen und beschreiben, / sucht erst den Geist herauszutreiben, / dann hat er die Teile in seiner Hand, / fehlt leider nur das geistige Band.“ Dem ist leider zuzustimmen.

Robert Schediwy

Görtemaker, Heike B.

Hitlers Hofstaat

Der innere Kreis im Dritten Reich und danach. München: Beck 2019.
528 S. : zahlr. Ill. - fest geb. : € 28,80 (GE)

ISBN 978-3-406-73527-1

Adolf Hitler, der in den zwölf Jahren seiner blutigen Herrschaft Millionen Menschen in den Tod geschickt hat, beschäftigt seit seinem Selbstmord im Jahr 1945 die Historiographie. Sein Leben und seine außermenschlichen Untaten sind in Wort und Schrift, in Bild und Ton beschrieben und analysiert worden. Auch über seine Mitarbeiter und Mitkämpfer gibt es eine Fülle an Literatur jedweder Art und Qualität. Man möchte meinen, dass über den NS- Staat alles bereits gesagt ist. Diese Ansicht wird von der deutschen Historikerin mit der Publikation ihres jüngsten Buchs widerlegt.
Die Autorin behandelt ein Thema, das in dieser Intensität und Ausführlichkeit bislang noch niemand vorgelegt hat. Mit „Hitlers Hofstaat“ ist der Kreis von engsten Kampfgefährten und Mitarbeitern gemeint, die sich nach der sogenannten Machtübernahme um ihren „Führer“ geschart und mit ihm durch das Feuer gegangen sind. Der innere Kreis war eine Lebensgemeinschaft, ohne die Hitler kaum hätte existieren können. Er folgte dem Führer überallhin, zuletzt in die Bunkeranlage unter der Berliner Reichskanzlei. Als sowjetische Truppeneinheiten im April 1945 bis dorthin vordrangen, zeigte sich dann allerdings, dass die Loyalität der einzelnen Persönlichkeiten zu ihrem angebeteten Idol doch auch ihre Grenzen hatte.
Manche folgten ihm bis in den Tod (Eva Braun, Joseph Goebbels mit Frau und Kindern usw.), andere gingen zeitgerecht auf Distanz (Himmler, Göring, Speer), eine größere Gruppe wurde verhaftet und zu Freiheitsstrafen verurteilt. Nach der Entlassung schrieben manche von ihnen ihre Memoiren und prägten nicht unwesentlich das Hitler-Bild (Albert Speer etc.). Sie blieben miteinander geistig verbunden und führten ein von der demokratischen Gesellschaft geduldetes, sogar gefördertes, opportunistisches Leben (Hitlers Leibfotograf Heinrich Hoffmann, sein Leibarzt Theodor Morell …).
Görtemaker hat für ihr flüssig geschriebenes Buch in langer wissenschaftlicher Arbeit Quellen erschlossen, die neue Perspektiven über diese finstere Zeit ermöglichen. Ein äußerst interessantes, beeindruckendes Werk, dem höchste Anerkennung gebührt.

Friedrich Weissensteiner

Grill, Bartholomäus

Wir Herrenmenschen

Unser rassistisches Erbe: Eine Reise in die deutsche Kolonialgeschichte. München: Siedler 2019. 304 S. - geb. : € 24,70 (GE)

ISBN 978-3-8275-0110-3

Der Kolonialismus ist keineswegs ein Ruhmesblatt in der Geschichte Europas. Die An-

fänge der Gründung von Kolonien gehen auf das 16. Jahrhundert zurück, als englische, französische, holländische, spanische und portugiesische Seefahrer begannen, die Überseegebiete, die sie entdeckt hatten, zu kolonisieren, sprich: sie zu erobern, wirtschaftlich auszubeuten und politisch zu beherrschen. Der „weiße Mann“ hielt sich für einen Herrenmenschen, der aufgrund seiner biologischen Höherwertigkeit, seiner geistigen und technischen Überlegenheit sich für berechtigt hielt, den unzivilisierten Völkern seine Kultur aufzuzwingen.

In den folgenden Jahrhunderten festigten die Europäer ihre Herrschaft und wetteiferten um den Erwerb von Kolonien. Sie waren in diesem Wettstreit nicht zimperlich. Sie beuteten die Bodenschätze der unterworfenen Länder aus und benützten sie als Absatzmärkte für ihre Fertigprodukte. Die als minderwertig betrachteten Menschen wurden versklavt, ihre Arbeitskraft auf Sklavenmärkten feilgeboten. Die Grenzen der Siedlungsgebiete wurden neu gezogen, die Stammeskultur der „Nigger“ zerstört. Raub, Mord und Erpressung waren an der Tagesordnung. Als Gegengeschenke erbaute man Gotteshäuser, Straßen, Schulen und Spitäler.

Der Kolonialismus verschonte zunächst den afrikanischen Kontinent, der erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vom Raubtierimperialismus abgelöst wurde. Zu den alten Kolonialstaaten gesellten sich 1871 nach der Reichsgründung das Deutsche Reich, Italien, Belgien. Togo, Kamerun, Deutsch-Südwestafrika, Deutsch-Ostafrika, der Kongo, Inseln in der Südsee wurden kolonisiert. Nach dem Zweiten Weltkrieg zogen sich die Kolonialherren zurück und hinterließen einen politisch zerrissenen, wirtschaftlich ausgebeuteten Kontinent. In den folgenden Jahrzehnten verließen Millionen Menschen ihre Heimatländer und suchten in Europa ein besseres Leben. Aber ihre einstigen Unterdrücker hatten keine Freude mit ihnen. Wohl erhielten Zehntausende Asyl, aber für ungezählte Tausende endete ihre Flucht mit dem Tod. Die Geschichte rächt sich. Afrika wird in diesem Jahrhundert die Welt noch beschäftigen.

Bartholomäus Grill, langjähriger Afrika-Korrespondent der „Zeit“, ein anerkannter Afrikakenner, hat ein lesenswertes, entschieden antikolonialistisches Buch geschrieben, das zur Nachdenklichkeit anregen sollte.

Friedrich Weissensteiner

Karsten, Arne

Der Untergang der Welt von gestern

Wien und die k.u.k. Monarchie 1911-1919.
München: Beck 2019.
269 S. : Ill. - fest geb. : € 27,80 (GE)

ISBN 978-3-406-73512-7

Die „Welt von gestern“, frei nach Stefan Zweig, die mit dem Ersten Weltkrieg unterging, war eine brüchige Welt voller innerer Widersprüche und äußerer Spannungen und erschien doch im Rückblick als verlorenes Paradies. Die Sieger dieser Geschichte sind oft genannt und gehört worden. Doch was war mit den Verlierern, wie nahmen sie den unvermeidlichen Lauf der Dinge wahr und welches künftige Unheil war in der neuen Welt schon im Keim angelegt? Arne Karsten erzählt in diesem Buch eine andere Geschichte des großen Epochenumbruchs jenseits der hohen Politik.

So stellt er etwa Stephanie Bachrach vor, „die höhere Tochter“, die jugendliche Freundin Arthur Schnitzlers und geistsprühende Tochter eines jüdischen Börsenmaklers in Wien. Nach Bankrott und Selbstmord des Vaters tritt die einstige Millionenerbin im Krieg als Krankenschwester in den Spitaldienst ein und nimmt sich 1917 das Leben – wie soviele junger Frauen ihrer Generation, denen ihre vertraute Welt weggebrochen war. Ihr Schicksal hat Arthur Schnitzler sehr aufmerksam verfolgt, wie er überhaupt ein brillanter Beobachter der gesellschaftlichen Krisen dieser Epoche war.

Arne Karsten zeigt uns, wie sich dieser Untergang der „Welt von gestern“ in Weltkrieg und Revolution in den Augen Arthur Schnitzlers abspielte, der ihn nicht als notwendiges Übel auf dem Weg in eine mögliche bessere Zukunft wahrnahm, sondern als Ergebnis von diversen Zerstörungs- und Auflösungsprozessen.

Daneben lässt der Autor eine Fülle anderer Zeugen auftreten, beispielweise Diplomaten, Militärs, Politiker, Künstler der späten k.u.k.-Monarchie, und webt so das dichte Bild einer schillernden Epoche, die nicht nur in Wien, sondern in ganz Europa das bürgerliche Zeitalter zu Grabe trug. Es gelingt dem Autor eindrucksvoll, die Arbeiten und autobiographischen Schriften Arthur Schnitzlers (vor allem die Tagebücher!) als Mittel historischer Erkenntnis fruchtbar zu machen.

Simon Berger

POLITIK, GESELLSCHAFT, WIRTSCHAFT

Burger, Rudolf

Multikulturalismus, Migration und Flüchtlingskrise

Essays und Gespräche.
Wien: Sonderzahl 2019.
130 S. - fest geb. : € 16,00 (GP)

ISBN 978-3-85449-510-9

Es gibt in jeder Gesellschaft Wahrheiten, die tabu sind, die man nicht aussprechen darf, weil sie bestimmten für wesentlich gehaltenen Grundprinzipien dieser Gesellschaft widersprechen oder zu widersprechen scheinen. Wer das Unaussprechbare dennoch auszusprechen wagt, verfällt dem Verdikt der Wohlmeinenden, ein böser Mensch zu sein. Ernsthafte Auseinandersetzung mit solchen Auffassungen gibt es kaum. dafür reagieren die Wortführer der öffentlichen Meinung auf jeden Tabubruch mit moralischer Empörung.

Rudolf Burger, Physiker und Philosoph, ist ein „Selbstdenker“ mit eindrucksvoller Gelehrsamkeit, der schon so manchen „Zeitgeistler“ durch seine eigenwilligen, oft recht spielerisch formulierten Paradoxien irritiert hat. Kurz nach Burgers 80. Geburtstag ist sein neuestes Buch erschienen, eine Sammlung von Aufsätzen und Gesprächstexten, die den

Philosophen durchaus auf der Höhe der Zeit zeigt. Einfache Lektüre bietet das schmale, aber gehaltvolle Bändchen allerdings nicht. Wer es zur Hand nimmt, sollte schon eine Ahnung haben, wer Johann Gottlieb Fichte war, welche Thesen Samuel Huntington vertritt und auf welchen berühmten Text die Bemerkung Burgers anspielt, das Gespenst des politischen Flüchtlings gehe um in Europa.
Beachtenswert und hoch zu respektieren ist die Tatsache, dass das Buch als Nachwort einen durchaus Burger-kritischen Text des Grazer Philosophen Peter Strasser enthält. So viel Offenheit für Kritik ist selten.

Robert Schediwy

Cardorff, Peter

Der Widerspruch

49 Arten, 68 ein Loblied zu singen.
Wien: Mandelbaum 2019.
415 S. - br. : € 20,00 (GP)

ISBN 978-3-85476-674-2

1968 ist Geschichte. Oder doch nicht? Ein origineller Nachzügler hat sich jedenfalls trotz alle dem einen Pfad durch eine Fülle von Literatur zum Gegenstand gebahnt.
Als zentraler philosophischer Wegweiser diente Peter Cardorff während seiner umfassenden Recherchen ein Diktum aus Hegels „Wissenschaft der Logik“, wonach der Widerspruch eine ebenso wesenhafte und immanente Bestimmung sei als die Identität. Von dieser Prämisse ausgehend, kommt der Autor Peter Cardorff zu 49 nach inhaltlichen Symbiosen-Kapiteln und 327 Themen gegliederten Abschnitten.
Für ihn gibt es ein 68 der Triumphalisten und ein 68 der Revanchisten. Eines der Selbstgerechten und eines der Abbitte Leistenden. Ein 68 des Veteranengehabens und eines der neoliberalen Collagisten. Die Poeten des zu-Kreuze-Kriechens haben eines und die Unbelehrbaren, die Demontagepolitiker und die Genremaler.

Fritz Keller

Dimmel, Nikolaus / Schmid, Tom (Hg.)

Zu Ende gedacht

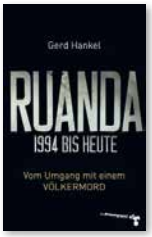
Österreich nach Türkis-Blau.
Wien: Mandelbaum 2019.
309 S. - br. : € 20,00 (GP)

ISBN 978-3-85476-681-0

Angesichts einer allgegenwärtigen politischen Restauration, mit Eifer vorangetrieben von einer türkis-blauen Bundesregierung, die tief mit dem rechtsextremen Milieu vernetzt ist, entschlossen sich zwei linke Intellektuelle (Nikolaus Dimmel und Tom Schmid), an 200 Persönlichkeiten aus Politik, Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Kunst und Kultur in ihrem Umfeld mit dem Ersuchen heranzutreten, an Hand eines Fragenkatalogs ihren beruflichen und politischen Kontext zu reflektieren. Der engagierte Mandelbaum-Verlag unterstützte sofort im Rahmen der Serie „kritik & utopie“ dieses ambitionierte Unternehmen.

Die eingesandten Beiträge von 50 Personen, die imstande waren, in kurzer Zeit ein intellektuelles Destillat abzuliefern, wurden dann ohne weitere redaktionelle Bearbeitung einfach alphabetisch gereiht. Diese Vorgangsweise führt einerseits zu Zufallstreffern wie der brillante Essay des leider allzu früh verstorbenen Schriftsteller und Publizisten Michael Amon „Der selektive Neoliberalismus oder It´s a long way from Mont Pèlerin“ (der es verdient, in den Chefetagen der Sozialdemokratie mit höchster Aufmerksamkeit gelesen zu werden).
Andererseits werden relevante historische Ereignisse einfach ignoriert: Die Besetzung der Akademie der bildenden Künste und des Audi-Max; dann die Grossdemo am 28. Oktober 2009 in Wien mit 20.-30.000 TeilnehmerInnen und schließlich die Solidarisierung des ÖGB mit den Protestierenden.

Fritz Keller



Hankel, Gerd

Ruanda 1994 bis heute

Vom Umgang mit einem Völkermord.
Zu Klampen 2019.
158 S. - br. : € 16,50 (GP)

ISBN 978-3-86674-590-2

Das Buch über Ruanda, dem Leben und Neuaufbau nach dem Völkermord, ist das Werk eines kritischen deutschen Afrikaexperten. Gerd Hankel beklagt schon in der Einleitung die Tatsache, dass der Völkermord von 1994 bis heute in verfälschter Art diskutiert werde, nämlich im Sinne einer Ideologie, die auf dem unversöhnlichen Gegensatz zweier Ethnien (Hutu und Tutsi) beruhe. Viele Täter lebten unbehelligt und vertreten nach wie vor ihre Ansicht, dass die Bedrohung vorrangig von den Tutsi ausgehe und die Hutu treffe. Diese Ideologen seien gut vernetzt und lehnten das heutige Ruanda in seinem Kern ab.
Es befremdet allerdings ein wenig, dass dieses heutige Ruanda hier relativ einseitig gesehen wird. Das Buch stellt sich streckenweise als politisches Pamphlet dar, das alte Gegensätze reproduziert. Hankel betont zum Beispiel mehrfach, die (Tutsi-)Rebellen der FPR hätten ja den Bürgerkrieg 1990-94 begonnen.
Ein Abschnitt, der den überaus problematischen Vergleich zwischen Schoah und dem Genozid in Ruanda versucht, kommt zum Schluss: die Juden hätten sich ja tatsächlich nichts zu Schulden kommen lassen. Das lässt die Deutung zu: die Tutsi-Rebellen schon. Die Tutsi-Eliten werden bei Hankel überhaupt als intrigant, rücksichtslos und verlogen dargestellt.
Hankel ist zweifellos ein Kenner der komplizierten Rivalitäten und Gegensätze zwischen den Ethnien im Herz Afrikas, und er bemüht sich um eine vorurteilsfreie Darstellung. Trotzdem ist sein Buch eines, das stellenweise Unbehagen und eine gewisse Verwirrung stiftet.

Robert Schediwy

GEISTES-WISSEN-SCHAFTEN

Fetz, Bernhard / Manojlovic, Katharina / Putz, Kerstin (Hg.)

Wien

Eine Stadt im Spiegel der Literatur.
Wien: Folio 2019.
176 S. : zahlr. Ill. - kt. : € 22,00 (PL)

ISBN 978-3-85256-778-5

Die drei Herausgeber, allesamt tätig im Literaturmuseum der Österreichischen Nationalbibliothek, legen mit diesem Buch einen besonderen Stadtführer vor. Wie spiegelt sich die Stadt Wien in den Werken einiger ausgewählter österreichischer AutorInnen nach 1945? Wien also als Schauplatz und im Fokus in Texten etwa von Ilse Aichinger, Ingeborg Bachmann, Thomas Bernhard, Heimito von Doderer, Peter Handke, Ernst Jandl, Ruth Klüger, Frederic Morton, Julian Schutting, Manès Sperber, Hilde Spiel und anderen.
Lässt sich eine Stadt derart erschreiben und erlesen? Durchaus. Die Texte führen zu bekannten Orten genauso wie in unbekanntere Randgebiete – und auch in den Untergrund. Und: Man durchquert auch Gegenden, die so in keiner Karte verzeichnet sind – neben der realen Metropole existiert hier in den literarischen Texten auch ein imaginäres Wien aus diversen Bildern, Tönen und Zeichen. Dem Leser begegnen in den hier präsentierten Texten auch weitausholende Visionen ebenso wie kleine Alltagsbeobachtungen.
Kluge Reisebegleiter sind in diesem Buch neben den Herausgebern etwa Klaus Nüchtern zum Thema „Tatort Wien“ über Menschen im Kanal (von Doderer zu Graham Greene und Franz Molnár) und Evelyne Polt-Heinz über die „Arbeit am historischen Gedächtnis der Stadt“. Sie lässt Bilder wiederauferstehen, die viele allzu gern vergessen und verdrängen wollen: Wien während der NS-Zeit, dem Ausgesetztsein der Gewaltherrschaft – Verfolgung, Flucht, Ermordung.

Bernhard Preiser

Hackl, Erich

Im Leben mehr Glück

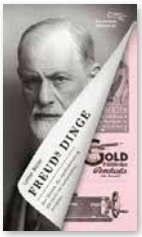
Reden und Schriften.
Zürich: Diogenes 2019.
228 S. - fest geb. : € 25,70 (PL)

ISBN 978-3-257-07057-6

Erich Hackl ist sicherlich einer der lautersten (nicht: „lautesten“) österreichischen Autoren unserer Zeit. Seine literarischen Arbeiten seit 1987, seit der Erzählung „Auroras Anlass“, bis zu seinem letzten Buch „Am Seil“ sind stets eminent politische Bücher, die mittels persönlicher Erzählungen politische und gesellschaftliche Gegebenheiten, und speziell Ungerechtigkeiten und Benachteiligungen, hinterfragen und aufdecken. Neben seinen erzählerischen Werken schreibt er regelmäßig

auch Reportagen, Texte über Begegnungen, Freundschaften oder über Autoren und Bücher. Eine neue Zusammenstellung dieser Arbeiten, ergänzt durch diverse Reden etwa bei Preisverleihungen, liegt mit diesem Buch vor. Es versammelt Würdigungen von Menschen, die Erich Hackl wichtig sind. Wer sie waren und wofür sie einstanden. Über die Bedeutung von Freundschaft, von Widerstand, von Heimat. Aber auch Bissiges, Komisches. Kritische Dankesreden zum Beispiel zu Preisvergaben, die die Geldgeber infragestellen. Oder berückende Texte über Schriftsteller, die er bewundert, und über die Schwierigkeiten beim Schreiben. Es sind Texte aus den letzten 25 Jahren, die einem roten Faden folgen und die einen, allen Widrigkeiten zum Trotz, nicht loslassen.

Bernhard Preiser



Müller, Lothar

Freuds Dinge

Der Diwan, die Apollokerzen & die Seele im technischen Zeitalter.
Berlin: Die Andere Bibliothek 2019.
420 S. - fest geb. : € 43,20 (PI)

ISBN 978-3-8477-0410-2

Die Psychoanalyse ist eine archäologische Unternehmung, sie gräbt im Unbewussten, im Verborgenen nach Scherben und Fragmenten. Aber sie gräbt nicht alte Kulturen aus, sondern die Gegenwart. Wer sich in die Fallgeschichten Freuds vertieft, der versteht: Das nebenher Gesagte, das belanglose Detail ist das Entscheidende.

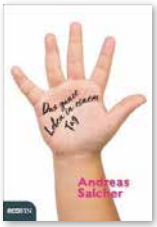
Da taucht zum Beispiel die „Apollokerze“ auf, industriell gefertigte Stearin-Kerzen. Die Lexika belegen es: Diese Apollokerzen wurden zum Synonym für Stearin-Kerzen. Und: Sie bevölkern das Unbewusste unbescholtener Fräuleins, kommen auf sigmund Freuds Couch zur Sprache.

Die Apollokerzen gingen aus der Einwanderung der antiken Götter und Heroen in den bürgerlichen Alltag hervor. Kein Telegrafenamt ohne Atlas mit der Weltkugel, keine Glühbirnen ohne Lichtgötter, kein Transportunternehmen ohne Merkur, kein Kaminsims ohne Venus von Medici.

Die frühe Psychoanalyse folgt dem Gesetz, nach dem die Kerzenfabrikanten, die Vergnügungsbranche oder die Industrie ihre Waren benennen. Und wie die Apollokerzen in der Dingwelt kursierte der „Ödipuskomplex“ bald in der Alltagssprache.

Das Unbewusste von Freuds Patienten war bevölkert mit den Requisiten des bürgerlichen Alltags und Interieurs. In ihren Träumen und Fehlhandlungen regiert die „Tücke des Objekts“, die damals sprichwörtlich wurde. So sind Freuds Schriften nicht nur eine Aufdeckung des Verdrängten oder Verdichteten, der Lektüre im Unbewussten, sondern zugleich ein Kompendium der Dingwelt des 19. Jahrhunderts, vom Regenschirm bis zu den Schreibgeräten. Das Unheimliche und das Harmlose begegnen sich an dieser Schnittstelle. Lothar Müller blättert dieses Kompendium auf, und zwar von A bis Z.

Bernhard Preiser



Salcher, Andreas

Das ganze Leben in einem Tag

Salzburg: Ecowin 2018.
376 S. - fest geb. : € 24,00 (PI)

ISBN 978-3-7110-0164-1

Stellen Sie sich vor, das menschliche Leben würde an einem einzigen Tag mit 24 Stunden ablaufen, wobei jede Stunde einem Lebensabschnitt von zwei bis vier Jahren entspricht. Andreas Salcher, Unternehmensberater und Bestsellerautor, geht in seinem neuesten Buch Stunde für Stunde die Lebensabschnitte vom ersten Lebensjahr bis zum 82. Lebensjahr und darüber hinaus durch.

Er erzählt, was mit uns in den verschiedenen Altersgruppen passiert, bringt unzählige Beispiele dazu, dazwischen auch einige autobiografische Erlebnisse und Erfahrungen. Er erklärt, was gut und was schlecht für unsere Weiterentwicklung ist, führt Meinungen von internationalen Psychologen der Experimentalpsychologie, Entwicklungspsychologie und Kinderpsychologie an.

Am Ende einer jeden Stunde werden Fragen an den Leser gestellt, die Bedeutung für die aktuelle Lebensphase haben. Damit bietet sich dem Leser die Möglichkeit, sein Leben und das, was er in den einzelnen Lebensabschnitten daraus gemacht hat, zu überdenken. So lautet eine Frage z.B.: Was waren die großen Träume ihrer Kindheit? Oder: Wann haben Sie das Alleinsein in Ihrem Leben besonders genossen?

Salcher ist überzeugt, dass die Lektüre seines Buches dabei helfen könnte, unser Leben im Nachhinein nochmals zu durchleben und somit besser zu verstehen. Das Buch ist ein Ratgeber mit vielen Lebensweisheiten, Ratschlägen, Reflexionen und passenden Zitaten von berühmten Personen.

Traude Banndorff-Tanner

Schmidtkunz, Renata

Himmlisch frei

Warum wir wieder mehr Transzendenz brauchen. Wien: edition a 2019.
180 S. - fest geb.: € 22,00 (PI)

ISBN 978-3-99001-269-7

Warum und wozu schrieb die bekannte ORF-Journalistin Renata Schmidtkunz dieses Buch? Ihre Antwort ist eindeutig, sie möchte herausfinden, „was uns seelisch bestärken kann, woran wir uns in dieser Zeit der absichtsvollen Vernebelung und Infragestellung aller bisher gültigen humanen Werte halten können und sollen“.

+Ihr Ansatz ist also kein rein religiös-philosophischer, sondern vor allem ein gesellschaftspolitischer. Die Autorin will etwas verändern und setzt dabei – der Untertitel sagt es – auf mehr Transzendenz.

Bevor sie nun ihre persönliche Vorstellung von Transzendenz erläutert, befragt sie eine Reihe kompetenter Persönlichkeiten zu diesem Thema, darunter auch Interviewpartnerinnen und -partner aus ihrer Radioreihe

„Im Gespräch“. Dabei fällt auf, dass in vielen Antworten die Transzendenz implizit als das wirksamste Mittel gegen die Übel unserer Zeit erscheint.

In einem evangelischen Pfarrhaus aufgewachsen, studierte Renata Schmidtkunz Theologie in Wien und Montpellier, entfernte sich in der Folge aber vom Gott der Bibel, trat aus der evangelischen Kirche aus, um letztendlich wieder zurückzufinden, jedoch unter anderen Vorzeichen. In ihrer geistigen Biographie sind es kaum rein intellektuelle Einsichten, welche die Richtung ihres Denkens und Handelns bestimmen, sondern immer subjektive Erfahrungen, und an denen ist ihr Werdegang reich. Zwei solcher prägenden Erfahrungen sollen hier genannt werden.

Im Abschnitt „Heilige Momente ohne Gott“ erzählt sie, wie sie in Israel beim Sterben eines befreundeten Interviewpartners Zeuge war und wie dort alles ganz ohne Gott, Erlösung, Auferstehung usw. abging, aber trotz aller Religionslosigkeit „heilig“ war. Im Gegensatz dazu hatte sie Jahre vorher beim Tod ihrer Mutter unter dem kalten Ritual eines christlichen Begräbnisses gelitten, bei dem jede Form von Empathie fehlte.

Die wahrscheinlich wichtigste Wende verdankt sie aber einer Erinnerung aus der Kindheit ihrer Tochter. Diese war im Rahmen des Religionsunterrichtes vom geliebten Lehrer aufgefordert worden, auf einem Blatt Papier ein Bild von Gott zu zeichnen. Voller Stolz zeigte das Mädchen zuhause ihrer Mutter die Zeichnung: Man sah darauf Menschen, die einander an der Hand hielten und einen Kreis bildeten.

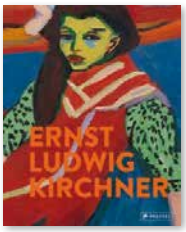
Renata Schmidtkunz hatte ihren neuen Gott gefunden! Es war nicht länger der allmächtige Patriarch, sondern ein verbindender, einer der die Menschen zur Liebe verbindet. Er kümmert sich vor allem um die Belange dieser Welt und will, dass die Menschen einander lieben. Ihr neuer Gott ist aber auch die Unendlichkeit, denn Unendlichkeit macht frei, sie führt zur himmlischen Freiheit, weil sie das Gegenteil von Herrschaft darstellt und Transzendenz ermöglicht.

Renata Schmidtkunz stellt wichtige Fragen: Gibt es Zufall, Vorbestimmung, Erleuchtung, Auserwählte? Steuern wir auf ein neues Mittelalter zu? Sie spricht über Phantasie, Utopien, Macht, von den Grenzen der Sehnsucht, vor allem aber davon, dass es immer Alternativen gibt.

Auf 180 Seiten leistet sie viel: Sie skizziert die Geschichte vom Verlust der Transzendenz in unserer westlichen Welt und mögliche Wege zur Wiedergewinnung. Vor allem aber, und dadurch werden die 180 Seiten einzigartig, wie sie als Individuum zur rettenden Transzendenz gelangte. Das macht dieses Buch nicht nur informativ und aktuell, sondern auch spannend und berührend.

Wolfgang Gauglhofer

KUNST, FILM, MUSIK



Beisiegel, Katharina (Hg.)

Ernst Ludwig Kirchner

Erträumte Reisen. München: Prestel 2018.
368 S. : zahlr. Ill. - fest geb. : € 50,40 (KB)

ISBN 978-3-7913-5755-3

Ernst Ludwig Kirchner ist in Deutschland geboren und in einem kleinen Ort der Schweiz verstorben. Er vereinte zwei vollkommen gegensätzliche nationale Identitäten und Lebensumstände in seiner Person, dem dieses Buch, das auch ein Katalog zu einer großen Ausstellung ist, präzise nachgeht. Es bewegt sich zwischen den beiden Polen, dem Urbanen, wie Kirchner es in Dresden und Berlin vorfand, und dem Ländlichen, prägend in seiner zweiten Lebenshälfte, als er die Schweizer Alpen zu seiner Wahlheimat machte.

Es baut aber auch eine Brücke für die unterschiedlichen künstlerischen Strömungen im Werk des Expressionisten. Es zeigt in drei Abteilungen, wie Kirchner sich nach der „Brücke"-Zeit neu erfand und wie gesellschaftliche Bewegungen, allen voran die Lebensreform und die starke Exotisierung der damaligen Zeit, Künstler beeinflussten. Dabei wirft dieses Buch zum ersten Mal einen Blick auf Kirchners Begeisterung für völkerkundliche Sammlungen. Es zeigt somit, wie sehr Kirchner die Auseinandersetzung mit afrikanischen und ozeanischen Objekten suchte und wie stark ihn die Begegnung mit diesen Werken zu neuen malerischen Interpretationen trieb.

Dieses umfangreiche Buch mit dem schönen und passenden Titel „Erträumte Reisen" nimmt das Motiv des Suchenden als Ausgangspunkt, um Kirchners lebenslange Sehnsucht nach dem Unverfälschten und Ursprünglichen nachzuzeichnen.

Es zeigt, wie er durch die Synthese verschiedenster Einflüsse außereuropäischer Kulturen eine Durchmischung von Kunst, Leben und Arbeit erreichte, wie es sich neben seinem Werk auch in seinen Wohnateliers als exotisches Gesamtkunstwerk zeigt. Es werden sowohl künstlerische als auch kunsthandwerkliche Erzeugnisse Kirchners präsentiert – neben Gemälden werden wunderbare Skulpturen, Druckgrafiken, Zeichnungen, Skizzenbücher und Textilarbeiten gezeigt. Ein würdiges Buch über einen großen Künstler.

Simon Berger

Burghart, Wolfgang/ Hertenberger, Gerhard

Österreichs gefährdetes Kulturerbe

Vom Umgang mit dem Denkmalschutz.
70 Fallbeispiele.
Wien: Schreybgasse 2018.
256 S. : zahlr. Ill. - fest geb. : 29,90 (KB)

ISBN 978-3-7142-0055-3

Kulturgüter, aber auch Naturdenkmäler sind in den besten Händen, wenn es ein breites Bewusstsein ihres Wertes innerhalb der Bevölkerung gibt. Verwertungsinteressen gibt es freilich viele und so kommt es zu einem permanenten Tauziehen zwischen „Bewahrern“ und „Erneuerern“.
Die Initiative Denkmalschutz, die jüngst ihren 10. Geburtstag feiern konnte, ist ein typischer „Bewahrerverein“, und das vorliegende Buch bietet einen umfassenden Einblick in die überaus notwendigen Themen, mit denen sie sich befasst.
Anhand von 70 Beispielsfällen werden zunächst etliche erfolgreiche Rettungen wertvoller Bausubstanz vorgestellt, darauf folgen Präsentationen akut gefährdeter Objekte und veränderter sowie verloren gegangener Kulturgüter.
Als jeweilige Beispiele seien herausgegriffen: Schloss Rotenturm an der Pinka für die Rettung eines historistischen Baujuwels (übrigens dank privater Initiative); gravierend verändert wurde unter anderem der Wiener Westbahnhof, akut gefährdet ist seit vielen Jahren das leer stehende Südbahnhotel am Semmering, als verloren zu verbuchen sind unter anderem die berühmte Arbeitersiedlung von Marienthal und das Josef-Afritsch- Heim.
Ein ausgezeichnet recherchiertes Buch, das nachdenklich macht.

Robert Schediwy

REISE

Andersson, Per J.

Vom Elefanten, der das Tanzen lernte

Mit dem Rucksack durch Indien.
München: Beck 2019.335 S. - br. : € 17,50 (ER)

ISBN 978-3-406-73160-0

Mit 21 Jahren fuhr Andersson im Jahr 1983 zum ersten Mal nach Indien und fand ein Land vor, das ihn verwunderte, aber auch irritierte und dessen Eindrücke für ihn schwer zu deuten waren. Nach diesem Kulturschock zog es ihn jedes Jahr nach Indien zurück, und er wurde besessen davon, dieses phantastische bunte Land voller Widersprüche den westlichen Lesern nahe zu bringen.
Er fährt kreuz und quer durch den Subkontinent, beobachtet Menschen, berichtet von ungewöhnlichen Begegnungen und vertieft sich in die Geschichte, Politik und Wirtschaft dieses faszinierenden Landes. So beleuchtet er z.B. einige bedeutende Städte, wie Indiens heiligste Stadt Varanasi oder Kerala, das eine hohe Alphabetisierungsrate aufweist und wo die Kommunisten durch eine Bodenreform Bewohnern der umliegenden Dörfer ein Stück Boden geschenkt haben. Er diskutiert über das strenge Kastensystem und widmet sich der niedrigsten Kaste der Dalit, die dem Makel der Unberührbaren entfliehen, indem sie den Hinduismus verlassen und zum Christentum oder Buddhismus konvertieren. Er

erzählt von traumhaft reichen Maharadschas, die heute ihre prachtvollen Paläste und Herrensitze als luxuriöse Hotels anbieten.
Er informiert über die Situation der Frauen und Mädchen in der indischen Gesellschaft, wo die Rolle der Frau sich nur langsam ändert. Mädchen sind vielfach noch immer benachteiligt, doch besuchen immer mehr die Schule. Unter den indischen Piloten befinden sich sogar 13% Frauen, das bedeutet Weltrekord, denn der Weltdurchschnitt beträgt nur 5,2%. Er verfolgt die Kolonialgeschichte Goas, das 450 Jahre lang unter portugiesischer Herrschaft stand, und beschäftigt sich mit dem leidvollen Weg Indiens von der britischen Kolonie zum unabhängigen Staat. Und er wandelt in Kalkutta auf den Spuren des indischen Literaturnobelpreisträgers Tagore.
Der schwedische Bestsellerautor zeigt dem Leser ein bunt schillerndes, faszinierendes Land voller Widersprüche, gefangen in Tradition und zugleich aufgeschlossen für das Neue. Interessant und unterhaltsam geschrieben.

Traude Banndorff-Tanner

Sachslehner, Johannes / Bouchal, Robert

VerSCHLOSSen

Die verborgene Welt der Adelssitze rund um Wien. Wien: Styria 2019.
239 S. : zahlr. Ill. - fest geb. : € 27,00 (EH)

ISBN 978-3-222-13622-1

Das Land rund um Wien ist tatsächlich ein Land der Schlösser. Es sind teils versunkene, verschlossene Kleinode, die auf Wiederentdeckung warten. Einen nicht unwesentlichen Beitrag steuert wohl dieses Buch bei. Johannes Sachslehner und Robert Bouchal zeigen hier eine große Auswahl von vielfach unbekannten Adelssitzen.
Doch: „Schloss“ und „verschlossen“? Nicht unbedingt ist dies ein Widerspruch, denn noch im Mittelhochdeutschen bezeichnete das Wort „sloz“ einen verschlossenen, befestigten Bau, der etwa den Weg durch ein Tal abriegelte, und wurde im Sinne von „Burg, Kastell“ verwendet. Als man in der Renaissance daranging, die alten Wehrburgen prachtvoll auszustatten und repräsentativ umzubauen, ging die alte Bedeutung von „Sperrbefestigung“ endgültig verloren, das „Schloss“ wurde zum Lebensmittelpunkt der adeligen Familie. Es wurde das Zentrum, das ihren Herrschaftsanspruch legitimierte und von dem die Macht ausging. Das sichtbare Monument aristokratischer Bedeutung und Größe, der Ort glanzvoller Repräsentation, geöffnet und zugänglich für alle, die dieser Welt des Adels angehörten. Die Burg wurde also zum befestigten Palast, in späteren Zeiten zum „Lustschloss“, das dann jeder Wehrfunktion entbehrte.
Wunderbare Beispiele dieser alten eindrucksvollen und monumentalen Schlösser in nächster Nähe von Wien werden in diesem schönen Buch vorgestellt. Die Autoren besuchten jedes Schloss und ihre heutigen Bewohner und zeigen die jeweilige Geschichte der Bauwerke und ihrer ehemaligen Besitzer. Vom Schloss Petronell, Laxenburg, Ebreichsdorf, Enzesfeld, Guntersdorf, Ernstbrunn bis zum Schloss Loosdorf. Insgesamt werden 18 Schlösser ausführlich vorgestellt. Johannes Sachslehner und Robert Bouchal führen dabei zu verborgen dämmernder Pracht, erzählen von diversen Geheimnissen und dramatischen Schick-

salen und dokumentieren solcherart ein wahrhaft grandioses kulturelles Erbe. Und sie fordern die Leser nicht zuletzt zu eigenen Besuchen dieser Schätze in unserer Landschaft auf.

Robert Leiner

LEBENS-GESTALTUNG

Kirchmaier, Angelika

Schnelles Brotbacken für Eilige

Wien: Pichler 2018.
132 S. : zahlr. Ill - fest geb. : € 20,00 (VL)

ISBN 978-3-222-14028-0

Kaum ein Lebensmittel wird bei uns so oft verspeist wie Brot. Brot ist auch ein ausgezeichneter und langandauernder Energiespender, der nicht nur der Gesundheit, sondern auch der Figur schmeichelt. Vorausgesetzt es handelt sich um ein hochwertiges Brot aus gesunden Zutaten und nicht um ein wirkstoffarmes Industriebrot. Doch genau diese industriellen „Magenfüller" überschwemmen den Markt. Hier eine „Backbox", dort ein „Backshop", stündlich frisch (auf)gebacken, prall gefüllte Aufback-Brotregale. Noch vor gut zwanzig Jahren galt für Brot das absolute Reinheitsgebot. In den Teig durften nur ursprüngliche Zutaten. Davon ist nicht mehr viel übriggeblieben. Heute wird dieses Brot mit legalen Zusätzen „gedopt" und nicht deklarierungspflichtige Zusatzstoffe verbessern für den Hersteller die Backeigenschaften eines Brotes.
Mit diesem Buch zeigt Angelika Kirchmaier, wie einfach und sicher man mit nur ein paar wenigen Utensilien sich sein garantiert natürliches, gesundes Brot selber backen kann. Nach einer Einleitung mit guten Tipps für gutes Gelingen, die Aufbewahrung und die Resteverwertung werden viele unterschiedliche Rezepte vorgestellt. Von den diversen Fladen, kleinen Brötchen zu Broten mit Hefeteig. Da gibt es alle Brotsorten, die das Herz jeden Genießers höher schlagen lassen. Die Autorin versteht es, die jeweiligen Schritte einfach und klar zu erklären. Besondere Tipps und auch das Zusammenstellen des jeweiligen Brotgewürzes beschließen dieses hilfreiche Buch, das mit schönen Bildern ergänzt ist. Das macht Lust aufs Selbstbrotbacken.

Simon Berger

Mouratoglou, Christina / Carré, Adrien

Die neue griechische Küche

Frisch - leicht – authentisch. München: Dorling Kindersley 2019. 288 S. :zahlr. Ill. - fest geb. : € 25,70 (VL)

ISBN 978-3-8310-3644-8

Dieses Kochbuch von Christina Mouratoglou zeigt die griechische Küche von einer neuen

Seite: Jung, frisch, leicht und gleichsam auf natürliche Weise oft vegetarisch oder vegan. Sie beweist mit ihrem griechischen Kochbuch voller authentischer Rezepte mit frischen Zutaten, dass diese griechische Küche mehr zu bieten hat als Gyros und Tsatsiki.

Vor Ort wächst knackiges Gemüse, wird das weltbeste Olivenöl gepresst und der frischeste Fisch gefangen. Aus diesen Zutaten zaubern die Griechen frische, leichte Gerichte, die mal vegetarisch, mal mit Fisch oder Fleisch daherkommen. Christina Mouratoglou, die in London das Restaurant „Mazi" betreibt, hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Menschen genau diese Küche zu zeigen.

Es erwarten einen also etwa Amuse Shots (kleine Drinks als Aperitif), zum Beispiel Winterorange mit Gewürzen. Dazu Brot und Pikantes (typische Brote selbst gemacht, mit passenden Dips und Beilagen), etwa Kalamata-Oliven-Brot. Dann Vorspeisen im Glas (kleine Vorspeisen, die im Glas serviert werden, aber nicht müssen), zum Beispiel Skordalia mit schwarzem Knoblauch sowie Salate und Rohes (leichte, kalte Gerichte), beispielsweise Meerbrassen-Tatar.

Und natürlich die warmen Gerichte (raffinierte Hauptspeisen) und Klassiker (teils neu interpretiert), etwa knusprige Lammbrust mit Miso-Auberginen und geschmorte Schweinebacken mit Artischocken und Topinambur. Schließlich noch die Desserts (Süßes, klassisch und unbekannt) und dann noch zahlreiche Cocktails (während oder nach dem Essen), zum Beispiel griechischer Frozen Yogurt oder Ingwer-Ouzo.

Mit diesem auch schön gestalteten Kochbuch mit tollen Bildern von Land und Leuten kann man jetzt die moderne griechische Küche von ihrer kulinarisch schönsten Seite entdecken. Ein griechisches Kochbuch, das man haben muss.

Brigitte Winter

Ottolenghi, Yotam

Simple

Das Kochbuch.
München: Dorling Kindersley 2019.
320 S. : zahlr. Ill (farb.). - fest geb. : € 28,80 (VL)

ISBN 978-3-8310-3583-0

Einfachheit und Schnelligkeit ist seit Jahren ein Verkaufsargument und Versprechen zahlreicher Kochbücher, die den Markt fluten. Jamie Oliver verspricht in fünfzehn Minuten oder mit fünf Zutaten deliziöse Gerichte zu zaubern.

Yotam Ottolenghi versteht jedoch unter „Simple" etwas anderes. Er sagt im Vorwort zu seinem neuesten Streich: „Für mich geht es beim Kochen um Fülle, Vielfalt, Frische und einen gewissen Überraschungseffekt". „Simple" heißt für ihn in diesem Zusammenhang, dass ein Schritt in der Zubereitung eines Gerichtes einfach gehalten wird.

Entweder ist es schnell zubereitet, hat weniger als zehn Zutaten, lässt sich gut vorbereiten oder aus dem Vorrat kochen, kocht sozusagen nebenher oder hat den Überraschungseffekt, dass es sich nach einigen Versuchen leichter zubereiten lässt als anfänglich gedacht. „Simple" ist also auch ein wenig komplexer als erhofft, aber eine optische Freude und macht Lust aufs Experimentieren.

Das Kochbuch ist wieder typisch Ottolenghi und kommt nicht ohne die obligatorischen Zutaten wie beispielsweise Granatapfelsirup,

Tahin, Berberitzen, Za'tar (einer Gewürzmischung mit zerriebenen Blättern des syrischen Ysops) aus.
Gerichte wie Frühkartoffeln mit Erbsen und Koriandergrün, Couscous-Salat mit Kirschtomaten oder Cheesecake mit Honig und Thymian sind nicht nur schon ein optischer Augenschmaus, sondern regen zum Nachkochen an. Die Mitarbeit der beiden Co-Autorinnen Tara Wigley, von der die Idee für die Simple-Kategorisierung der Gerichte stammt und Esme Howarth, der offiziellen Rezepttesterin, betont Ottolenghi, was ihn noch einmal sympathischer erscheinen lässt. In Bloggersprache ausgedrückt: Soulfood at its best.

Julie August

Schäfer-Elmayer, Thomas

Der große Elmayer

Alles, was Sie über gutes Benehmen wissen sollten.
Salzburg: Ecowin 2018. 4
92 S. - fest geb. : € 28,00 (VL)

ISBN 978-3-7110-0178-8

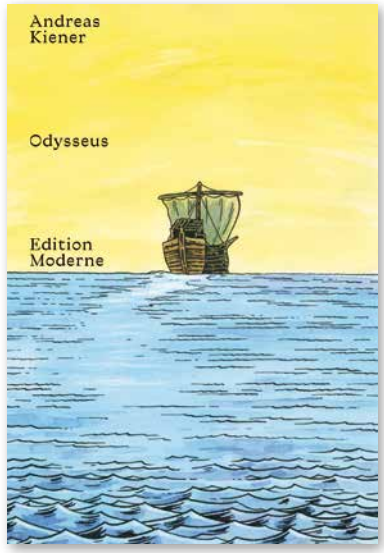
Die Zeiten ändern sich und mit ihnen auch das Benehmen, die Manieren, die Etiquette. Bereits der Großvater des Autors hatte als Gründer der berühmten Tanzschule Elmayer ein Buch über das gute Benehmen geschrieben.
Dieses „Gutes Benehmen wieder gefragt" wurde 1972 vom Vater des Autors modernisiert und ist als „Der Elmayer. Gutes Benehmen immer gefragt" erschienen. Nun hat Thomas Schäfer-Elmayer, der heute die traditionsreiche Tanzschule weiterführt und durch Bücher und Fernsehauftritte allseits bekannt ist, eine neue, den heutigen Anforderungen entsprechende Ausgabe publiziert.
Diese informiert über das Verhalten in unzähligen Situationen im Alltag, bei Festen, Hochzeiten, Kongressen, beim Reisen, bei Gesprächen, beim Essen und vielen mehr. So findet man z.B. Antworten auf die Fragen: Wie bewerbe ich mich richtig? Wie halte ich eine gute Rede? Wie lade ich ein? Wie decke ich den Tisch? Wie grüße ich richtig? Wie und wann applaudiere ich? Aber auch Make-up-Tipps, Sitzordnung, klassische lateinische Phrasen, Gästebucheintragungen, Small Talk, Körpersprache, Taufe und Tischmanieren und vieles mehr werden abgehandelt.
Natürlich fehlen nicht die neuen Medien, wie SMS, E-Mail und Partnersuche im Internet. Auch Tätowierung und Piercing finden Erwähnung. Interessant ist die Auflistung von Rangordnung und Anrede von österreichischen Titeln und akademischen Graden sowie von Adeligen, kirchlichen Würdenträgern, Politikern und Amtspersonen.
Das Buch sollte in keiner Bibliothek fehlen.

Traude Banndorff-Tanner

FLASCHENPOST. SENDUNGEN ZU ANDREAS KIENERS „ODYSSEUS“

Von Thomas Ballhausen

Andreas Kiener legt mit seinem „Odysseus“ (2018) eine Alternative rund um den homerischen Helden und seine Erlebnisse vor: Nicht der trickreiche Odysseus steht, trotz der Titelwahl, im Zentrum der Darstellung sondern ein Bericht des Schreibers Retes und seines Dieners. Im Auftrag der gar nicht duldsamen Penelope ermitteln sie über den Verbleib des Helden und tragen widersprüchliche Aussagen, Gerüchte und Vermutungen über ihn zusammen. Kieners gleichermaßen gewitzte wie reflektierte Arbeit verknüpft Diskurse von Zeugenschaft, Alterität und Bewegung zu einem lesenswerten Kunstwerk, das dabei nie seine literarischen Vorlagen – die „Ilias“, die „Odyssee“, die „Aeneis“ und die Kontexte antiker Mythen und Heldensagen – aus dem sprichwörtlichen Auge verliert. Der vorliegende, bewusst an Prinzipien literarisch-künstlerischer Forschung (vgl. Caduff & Wälchi, 2019) und der Vorstellung von Archäologie als poetischer Freilegung (vgl. Bloomfield, 2016; Kocziszky, 2015) orientierte Essay nimmt Kieners poetologisches Programm auf – und bietet nicht zuletzt deshalb eine vorsätzlich verspielte Hinführung zum hier vorgestellten, überaus empfehlenswerten Comic.



(1)

L– (lass mich diese Chiffre wählen, mehr aus Geneigtheit denn aus Nachlässigkeit; lies hier also bitte immer auch *elle*), also, L–, beginnen wir mit Deiner Abreise, dem hektischen Packen Deines zu kleinen Koffers. In das Durcheinander aus Kleidung, Gegenständen und Büchern schmuggle ich Dir Andreas Kieners „Odysseus“, über den wir uns lange unterhalten haben. Ausgehend von Deiner Sammlung unterschiedlichster Übersetzun-

gen und Überarbeitungen der Werke Homers, zu denen wir auch meine hätten hinzufügen können (vgl. Énard, 2010; Homer, 2000; Homer, 2010; Mason, 2012), sind wir auch auf die Übertragung zwischen Medien zu sprechen gekommen, nicht zuletzt auf die eigenständige Medienform Comic. Später wirst Du mir davon gesprochen haben, wie Du Kieners Buch auf dem Rückflug gelesen hast, wie Du die Verlagerung auf den Bericht, den Rapport des Schreibers und seines Dieners – oder in letzter Konsequenz: den Bericht des Dieners, der Penelope nicht erreichen und vielmehr, so Kiener, Homer zugeweht wird – genossen hast.

(3)

L–, natürlich ist Dir zuerst die Haltung des Erzählens in dem Comic aufgefallen: einerseits wie sehr sich hier alles unausgesprochen um die Frage des sprichwörtlichen Fadens dreht und andererseits wie Kieners Alternative, ganz seinen Vorlagen folgend, gleichermaßen Linearität befragt oder auch unterschlägt. Homer mit seinen vierundzwanzig Gesängen ist mitunter nicht linear, wir sind es bestimmt auch nicht, Kiener ist es, so macht es den Anschein, ebenfalls nur sehr bedingt. Odysseus, der Gesuchte und Erwartete, ist darüber hinaus über weite Strecken nicht anwesend; an die Stelle seines Sohns treten hier ein von seinem Untersuchungsobjekt etwas zu begeisterter Gelehrter (was ihn in seiner Enttäuschung später sogar das Leben kosten wird) und sein Diener, eine notwendigerweise duldsame Figur, die über den Verlauf der Reise hinweg reift. Nehmen wir die Nachricht, das Nach-Richten an dieser Stelle wortwörtlich, eben weil manche Botschaften uns nicht erreichen, zurückgerufen oder gelöscht werden, in Varianten vorliegen, sie unterwegs verloren gehen oder später nicht mehr auffindbar sind. Lücken und Widersprüche sind auch bei Zeugnissen nicht immer auszuschließen. In der sich einstellenden, zentralen Enttäuschung der Ermittler liegt aber nicht zuletzt

die *Ent-Täuschung*, Drama und Erleichterung zugleich.

(7)

Wie also, L–, der Frage nach dem „garment" (Critchley, 2014, S. 16), nach der erhofften „stability" (Lipovetsky, 1994, S. 19), nachgehen, die sich daraus ableiten lässt? Es ist nicht die Gerade des Gewebten, die interessiert. Nein, eher das Weben, so muss ich vermuten, als Praxis und Strategie des Hinhaltens, des Verbindens und Auflösens, aber auch, um mich von Clive Barker inspirieren zu lassen, als eine Frage der Struktur, als das Einlagern von Wirklichkeiten innerhalb anderer: Der Webstuhl des Erzählens interessiert uns als „Schaffenszustand" (Barker, 2008, S. 150). Das Moment angetretener und vor allem auch nicht angetretener Reisen knüpft sich daran, der Umstand der Verzögerungen, die im Nachhinein erzählt werden. Zeile, Linie und Faden geben uns Text, Comic und – ich bleibe bei diesem Begriff – Gewebe. Wie auch der im Rückblick erzählende Heimkehrer sind wir immer schon verwickelt.

(8)

Für Dich, L–, eine Stelle von Barker, von dem ich mir kaum vorstellen kann, dass er Dir nicht bekannt gewesen sein soll. Du warst mir immer voraus, so wie Du mir stets voraus sein wirst. Barker also, auch in Hinblick auf die zuvor so leichthin erwähnte, vorauszusetzende und voraussetzbare Verwicklung: „Nichts hat jemals einen Anfang. Es gibt keinen ersten Augenblick; kein einzelnes Wort oder einen Ort, wo diese oder eine andere Geschichte ihren Anfang hat. Man kann die Fäden stets zu einer früheren Geschichte zurückverfolgen, und zu den Geschichten, die dieser vorausgehen; doch wenn die Stimme des Erzählers in den Hintergrund tritt, verblassen die Zusammenhänge scheinbar, denn jedes Zeitalter möchte die Geschichte so erzählt haben, als wäre sie sein ureigenes Produkt. So wird das Heidnische heilig, das Tragische lächerlich;

große Lieben verkommen zu bloßer Sentimentalität, Dämonen schrumpfen zu mechanischen Spielzeugen. Nichts ist fest. Hin und her saust das Weberschiffchen, Dichtung und Wahrheit, Verstand und Materie weben sich zu Mustern, die nur eines gemeinsam haben mögen: daß die filigranen Bande zwischen ihnen mit der Zeit zu einer Welt werden“ (Barker, 2008, S. 17).

(11)

Wie auch Penelope wollen wir, L–, Gewissheit haben, erwarten uns von dem Bericht des Schreibers Klarheit, erhoffen uns Berichtigung und nicht zuletzt auch Berechtigung. Die Zeit drängt für Penelope, in Kieners Comic erwägt sie gar, erneut zu heiraten. Der beauftragte Bericht ist ein Beleg, der in die Lücke der Überlieferung treten soll, ein Schriftstück also, das als legitimierende Quelle später zu den entsprechenden Akten wandern wird. Lass es mich wiederholen, damit Du siehst, dass ich, wenn ich hier so vorsätzlich ich sage (vgl. Kitnick, 2018), tatsächlich verstanden habe: „ich komme viel zu spät“ (Falco, 2009, S. 21). Die Zeit drängt, die Metrik bietet ihr und der Sprache rhythmisches Korsett.

(12)

Der Bericht des Schreibers gedeiht über die Befragung der Zeugen hinweg, und so lässt Kiener Seite für Seite die unterschiedlichsten Figuren zu Wort kommen. Ihre Darstellungen und Widersprüche, die wenig erhofften Auskünfte machen dem Schreiber deutlich, wie wenig Sprache gelegentlich zu verheißen imstande ist. Es sind klassische Fragen, L–, die sich stellen: Sollen sie klärend hinzutreten, sollen sie für den bzw. die Abwesenden sprechen dürfen? Wo zielen sie auf Erkenntnis und Text; wann sind sie Verkörperungen, Bezeugungen des Erlebten? Lesend bekommen wir einen Eindruck vom Erscheinen der Dinge, nicht von den Dingen selbst. Retes will, auf seinen Diener gestützt, deshalb wohl eher eine Heldenbiografie

verfassen als das von Penelope geforderte Schriftstück. Zum Weben der Penelope und zum Verfertigen des Berichts könnten wir – sozusagen als Ergänzung – das Seemannsgarn hinzurechnen. Hier finden die beiden anderen Unternehmungen der Sinnstiftung ihre Entsprechung.

(13)

Ich danke Dir für den so beiläufig eingestreuten Hinweis, L–, wie sehr sich in den jüngsten Adaptionen klassischer Texte die Gewichtungen zugunsten der Frauenfiguren verschoben haben. Waren sie zuvor oftmals limitiert, wenn nicht gar ohnehin zum Schweigen und Ausharren verurteilt, billigen ihnen neuere Arbeiten andere Qualitäten zu. Sie finden, auf unterschiedlichste Weisen, ihre Stimmen und Körper (vgl. Beard, 2018, S. 13f.; Graziosi, 2018; Howes, 2018). Kiener problematisiert diesen Umstand nicht nur anhand der Penelope, sondern auch in Bezug auf die traditionellerweise vielgeschmähte Kalypso. Danke auch für den Tipp, endlich mehr Katherine Mansfield zu lesen; in ihren Briefen finde ich dann die Stelle, in der sie sich so deutlich über Joyce, seine Umschrift der Odyssee und die, wenn ich sie richtig verstehe, Zurichtung seiner Frauenfiguren äußert. Ich will es bei einem Ausschnitt aus dem Zitat belassen, das ich Dir schon habe zukommen lassen: „Das ist kein Scherz“ (Mansfield, 1981, S. 243).

(15)

Zur oben erwähnten Zeit tritt, das habe ich gelernt, L–, der Raum, der Abstand und die Distanzen. Auch im Aspekt des Raums lässt sich die Vielzahl der Themen, die sich in der „Odyssee“ nachweisen lassen, bündeln. Anders – also auch: auf andere Weise – spricht dieses Epos von Gesellschaft, von Gastfreundschaft, von Grenzen und zu bestehenden Proben. Der im literarischen Werk entfaltete Raum, den Kiener in seiner Szenenfolge

durchaus berücksichtigt, lässt vermuten, dass „Homers dichterischer Staat größer sei als der Staat Alexanders von Mazedonien“ (Pavić, 1988, S. 100). Innerhalb dieses Staats – angesichts der Ereignisse, die die „Odyssee“ uns lesend bietet, ja doch ein zumindest bemerkenswerter Begriff – finden sich hoffentlich auch die Ufer, die Blanchot an den Beginn und ans Ende eines namhaften Romans stellt (vgl. Blanchot, 2017). Den Blick auf die Ferne gerichtet, hat sich Odysseus zumindest mit zweierlei Gepäck, mit luggage und baggage, herumzuschlagen. Letzteres begleitet und bleibt ihm, wenn ein spätes Echo von Blanchots Titelfindung sich zur möglichen Variante gescheiterten Wiedersehens zuspitzt: „Die Gattin verbrennt die Kleidungsstücke des Gatten. Der Gatte steht am Ende des Flurs, in jedem Stockwerk. Manchmal werfen wir uns mit ungebührlicher Hingabe unseren Beispielen an den Hals“ (Schwartz, 2019, S. 118). Kiener lässt auch diesen von der literarischen Vorlage abweichenden Ausgang offen, aber zumindest ein Wiedersehen zwischen Odysseus und Penelope deutet er auf der hinteren Flappe des Buchumschlags visuell an.

(17)

So wie Homer schon mit den ersten Zeilen den Menschen ins Zentrum seines Werks stellt, so entspricht auch Kieners Comic dieser Ausrichtung. Hinsichtlich des Götterreigens ist er sogar noch konsequenter, verbannt er ihr Wirken und Erscheinen doch an die Ränder des Wahrnehmbaren, in die Nebensätze, ins Abseits der Panels. Von dort aus entfalten sich ihre Konflikte und ihr Wirken, ihr von Mehlis in klaren Worten umrissener „Gegensatz von Sein und Sollen“ (Mehlis, 1915, S. 561). Die „schöne Harmonie“ (Mehlis, 1915, S. 694) aus Pflicht und Neigung wird in Folge auch für die Menschenwelt noch vermisst, es scheint zumindest bei Homer noch ungeschrieben. Das schlecht Memorierte, das ich Dir, L–, nicht in einem Brief schreiben soll, wenn ich es nicht wagen würde, dieselbe Botschaft in Dein Ohr zu flüstern; dieses Erinnerte also wäre dahingehend die unerfreuliche Einsicht, dass „the gods do not need to care, and therefore they are gods“ (Jenkyns, 2015, S. 10).

(22)

Ungesucht stoße ich bei den Vorbereitungen neuer Sendungen nun überall auf Homer, ganz so wie ich überall auf Dich und Deine Spuren stoße. Es ist eine Suche, ohne eine zu sein. Gleich ob ich in Margaret Atwoods Essaysammlung blättere (vgl. Atwood, 2019) oder einen Blick auf den neuen, passenderweise in lichtem Grün gehaltenen Band von Durs Grünbein (vgl. Grünbein, 2019) werfe – jeder Text scheint mir in diesen grauen Tagen von Homer zu sprechen, von der Gewissheit, mit der das Leben enttäuscht. Auch deshalb übergibt der Diener den fertiggestellten Bericht wohl dem Wind, lässt Odysseus von seinen Erkenntnissen unbehelligt nach Hause zurückkehren. Ent-Täuschungen, einmal mehr, wenngleich auch unter der Perspektive eines Verzeihens und Vergebens, die über das Menschenmögliche hinausgehen mag.

(24A)

Wenn Du mich fragst, L–, welche Abenteuer ich mit Dir erleben will, welche ich hätte erleben wollen, ich antworte Dir, immer noch und immer wieder, *alle*. Kieners Comic für diese Zeilen neu konsultierend, aufschlagend, wird mir bewusst, dass ich aus der Haltung des Verlusts heraus schreibe. Was beinahe nicht gewesen wäre, ist *natürlich* ein Text. Dieser noch zu schreibende Text, der vielleicht ein gemeinsamer sein wird, das ist die Hoffnung, das ist – erlaube mir an dieser

Stelle, ganz bezeichnend und bezeichnet, die Paraphrase meiner selbst – die Schwierigkeit in acht Buchstaben.

(24B)

Wenn Du mich fragst, L–, welche Abenteuer ich mit Dir erleben will, welche ich hätte erleben wollen, ich antworte Dir, immer noch und immer wieder, *alle*. Kieners Comic für diese Zeilen neu konsultierend, aufschlagend, wird mir bewusst, dass ich aus der Haltung des Verlusts heraus schreibe. Was beinahe gewesen wäre, ist *natürlich* ein Text. Dieser noch zu schreibende Text, der vielleicht ein gemeinsamer sein wird, das ist die Hoffnung, das ist – erlaube mir an dieser Stelle, ganz bezeichnend und bezeichnet, die Paraphrase meiner selbst – die Schwierigkeit in acht Buchstaben.

LIEFERBARE AUSGABE

Kiener, A. (2018). Odysseus. Zürich: Edition Moderne

ZITIERTE UND WEITERFÜHRENDE LITERATUR

Agamben, G. (2013). Was von Auschwitz bleibt. Das Archiv und der Zeuge (Homo Sacer III). Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.

Atwood, M. (2019). Aus Neugier und Leidenschaft. Gesammelte Essays. München: Piper Verlag.

Ballhausen, T. (2015). Signaturen der Erinnerung. Über die Arbeit am Archiv. Wien: Edition Atelier.

Ballhausen, T. (2018). „Zwischen *Echo-Kammer* und *Fama-Industrie*? Eine kurze Notiz zu literarischen *Schreibungen* der Geschichte.“ In: medien & zeit. Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart 4 (33. Jg.), pp. 4-8.

Barker, C. (2008). Gewebte Welt. Bellheim: Edition Phantasia.

Beard, M. (2018). Frauen & Macht. Ein Manifest. Frankfurt a.M.: S. Fischer Verlag.

Blanchot, M. (2017). Thomas der Dunkle. Berlin: Suhrkamp Verlag.

Bloomfield, M. (2016). Archaeopoetics. Word, Image, History. Tuscaloosa: The University of Alabama Press.

Caduff, C. & Wälchi, T. (Hrsg.)(2019). Artistic Research and Literature. Paderborn: Wilhelm Fink.

Critchley, S. (2014). Memory Theatre. London: Fitzcarraldo Editions.

Derrida, J. (1982). Die Postkarte. von Sokrates bis an Freud und jenseits. 1. Lieferung. Envois/Sendungen. Berlin: Brinkmann & Bose.

Derrida, J. (1992). Acts of Literature. Edited by Derek Attridge. New York: Routledge.

Énard, M. (2010). Zone. Berlin: Berlin Verlag.

Falco (2009). Lyrics Complete. Herausgegeben von Christian Ide Hintze. Bearbeitet und mit einem Nachwort versehen von Peter Ernst. St. Pölten: Residenz Verlag.

Figal, G. (2008). „Odysseus als Bürger“. In:

Idee. Zeitschrift für Ideengeschichte 2 (II. Jg.), pp. 50-61.

Graziosi, B. (2018). „The blood was up. Two retellings of the Iliad". In: The Times Literary Supplement 6021 (-), p. 28.

Grünbein, D. (2019). Aus der Traum (Kartei). Aufsätze und Notate. Berlin: Suhrkamp Verlag.

Homer (2000). Chapman's Homer. The Iliad. The Odyssey. Translated by George Chapman. With an Introduction by Jan Parker. Ware, Hertfordshire: Wordsworth Editions.

Homer (2010). Ilias. Odyssee. Aus dem Griechischen übersetzt von Johann Heinrich Voß. Text der Ausgabe letzter Hand von 1821. Mit Nachworten von Ernst Heitsch und Günter Häntzschel. Stuttgart: Philipp Reclam jun.

Howes, H. (2018). „Lines of blood and baffled eyes. Retelling great stories from a female perspective". In: The Times Literary Supplement 6038/6039 (-), pp. 26-27.

Jenkyns, R. (2015). Classical Literature. A Pelican Introduction. London: Penguin Books.

Kitnick, A. (2018). „I, etcetera". In: October 166 (o. Jg.), pp. 45-62.

Kocziszky, E. (2015). Das fremde Land der Vergangenheit. Archäologische Dichtung der Moderne. Köln: Böhlau Verlag.

Kodalle, K.-M. (2013). Verzeihung denken. Die verkannte Grundlage humaner Verhältnisse. München: Wilhelm Fink Verlag.

Koschorke, A. (2018). Fact and Fiction. Elements of a General Theory of Narrative. Berlin: De Gruyter.

Lipovetsky, G. (1994). The Empire of Fashion. Dressing Modern Democracy. Princeton, NJ: Princeton University Press.

Mainberger, S. & Ramharter, E. (Hg.)(2017). Linienwissen und Liniendenken. Berlin: De Gruyter.

Mansfield, K. (1981). Ausgewählte Werke. Zweiter Band. Herausgegeben von Wolfgang Wicht. Leipzig: Insel-Verlag.

Mason, Z. (2012). Die verlorenen Bücher der Odyssee. Berlin: Suhrkamp Verlag.

Mehlis, G. (1915). Lehrbuch der Geschichtsphilosophie. Berlin: Verlag von Julius Springer.

Pavić, M. (1988). Das chasarische Wörterbuch. Lexikonroman in 100 000 Wörtern. Männliches Exemplar. München: Carl Hanser Verlag.

Schmidt, S. (2015). Ethik und Episteme der Zeugenschaft. Konstanz: Konstanz University Press.

Schwartz, J. (2019). Johann der Posthume. Zürich: Diaphanes.

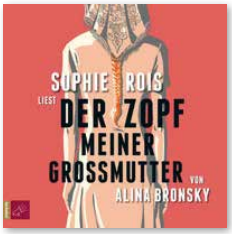
BILDNACHWEISE

Alle Abbildungen © Andreas Kiener/Edition Moderne. Der Abdruck wurde mit der freundlichen Unterstützung von Filip Kolek/Edition Moderne ermöglicht.

REZENSIONEN:

Besprechungen aktueller Hörbücher und Filme

HÖRBUCH



Bronsky, Alina

Der Zopf meiner Großmutter

Gelesen von Sophie Rois. Tacheles 2019. € 22,50

ISBN 978-3-86484-527-7

„Ich kann mich genau an den Moment erinnern, als mein Großvater sich verliebte. Es war klar, dass die Großmutter nichts davon mitkriegen sollte. Sie hatte schon bei geringeren Anlässen gedroht, ihn umzubringen."
Max' Großmutter hat im Flüchtlingswohnheim ein hart-herzliches Terrorregime errichtet. Wenn sie nicht gerade gegen das deutsche Schulsystem, die deutschen Süßigkeiten oder ihre Mitmenschen und deren Religionen wettert, beschützt sie ihren einzigen Enkel vor dem schädlichen Einfluss der neuen Welt. So bekommt sie als Letzte mit, dass ihr Mann sich verliebt hat. Doch dies bedeutet trotzdem nicht das Ende der Familie, sondern ist der Anfang eines turbulenten Zusammenlebens unter gänzlich neuen Vorzeichen.
Alina Bronsky erzäht wieder, wie wir sie kennen, böse, witzig und rasant von eigenwilligen und doch so liebenswerten Charakteren. Sophie Rois liest dies in ihrer Art kongenial. und unterhaltsam.

Brigitte Winter

Kafka, Franz

Das Schloß

Ungekürzte Lesung von Sven Regener. Tacheles 2019. 2 MP3-CDs. 1 0 Std 51 Min. € 28,10

ISBN 978-3-86484-575-8

„Das Schloß" ist der letzte große unvollendete Roman Franz Kafkas. K., als Landvermesser beauftragt, erzählt vom Grafen eines ländlich gelegenen Schlosses. Doch K.s Versuche, ins Schloß zu gelangen, scheitern ebenso wie sein Bemühen, im Dorf seinen Platz zu finden.
Der Tacheles Verlag hat nun Sven Regener verpflichtet, die Kafka-Originale als Hörbücher zu lesen. Nach „Amerika" und „Der Prozess" erscheint nun „Das Schloß". Der Musiker (Element of Crime) und Schriftsteller („Herr Lehmann") holt dabei aus den überaus bekannten Texten eine neue, humoristische Note heraus.
„Bei Kafka ist eine gewisse Hingabe nie falsch, und der Text belohnt sie vielfach, auch wenn es schlecht ausgeht", meint er. Seine Lesung ist ein großes Ereignis.

Simon Berger

Kaiser, Vea

Rückwärtswalzer oder Die Manen der Familie Prischinger

Gelesen von Cornelius Obonya. Frankfurt: Argon 2019. € 22,40

ISBN 978-3-8398-1718-6

Als Onkel Willi stirbt, stehen Lorenz und seine drei Tanten vor einer Herausforderung. Willi wollte immer in seinem Geburtsland Montenegro begraben werden. Doch da für eine regelkonforme Überführung der Leiche das Geld fehlt, begibt man sich im Fiat Panda von Wien bis auf den Balkan. Auf der Reise finden die abenteuerlichen Geschichten der Familie Prischinger auf kunstvolle Weise zueinander. Mirl, die älteste Schwester, musste nach dem Krieg früh Verantwortung übernehmen und wollte nur weg vom Land. Wetti interessierte sich bereits als Kind mehr für Tiere als für Menschen. Und Hedi zerbrach fast an einem Schicksalsschlag, kurz bevor sie Willi traf. Doch stets waren die drei Schwestern füreinander da.

Doch Vea Kaiser erzählt nicht einfach linear, sondern lässt einerseits ein 1.029 Kilometer langes Roadmovie entstehen, das den arbeitslosen Schauspieler Lorenz mit seinen drei Tanten und einem toten Onkel von Wien-Liesing nach Montenegro führt, und baut andererseits einen parallelen historischen Erzählstrang ein, der in jedem zweiten Kapitel die Familiengeschichte von 1953 bis in die Gegenwart führt und schließlich von der Ursünde der Prischinger-Tanten erzählt und davon, „wer zurückgelassen wurde“. Gelesen von der angenehmen Stimme von Cornelius Obonya wird diese Reise noch vergnüglicher!

Brigitte Winter

Mann, Klaus

Mephisto

Ungekürzte Lesung von Jens Harzer. Tacheles 2019. 2 MP3-CDs. 13 Std 43 Min. € 22,50

ISBN 978-3-86484-584-0

„Mephisto“ erzählt die Geschichte des Schauspielers Hendrik Höfgen, von seinen Anfängen im Hamburger Künstlertheater 1926 bis zum Jahr 1936, als Höfgen (in manchen Zügen unverkennbar Gustaf Gründgens) es zum gefeierten Star des neuen Reiches gebracht hat. Höfgen geht dafür jedoch einen Teufelspakt ein und verrät die humanen Werte, für die er einst eintrat.

„Mephisto“ ist ein zeitkritisches Panorama der Zustände im Dritten Reich, mit deutlich satirischen Elementen, eine Geschichte von Anpassung und Widerstand.

Jens Harzer (übrigens der aktuelle Träger des Iffland-Ringes) liest den ganzen Roman, und seiner einzigartigen, stets ein Fragen mitschwingenlassender Stimme gelingt es, den Roman niemals als langwierig empfinden zu lassen. Großartig.

Simon Berger

FILM

Angelo

Regie: Markus Schleinzer.
Mit Makita Samba, Alba Rohrwacher, Gerti Drassl, Kenny Nzogang, Jean-Baptiste Tiémélé.
Falter 2019.
Freigegeben ab 12 Jahren. 90 Min. € 14,99

ISBN 978-3-85439-994-0

Im Europa des frühen 18. Jahrhunderts wird ein junger Knabe, den man aus Afrika verschleppt hat, von einer Comtesse erwählt, christlich getauft und herangezogen. Angelo entwickelt sich rasch zum Liebling und Maskottchen des Wiener Hofes. Aber seine heimliche Eheschließung und ihre Folgen lassen ihn bald an die Grenzen seiner Möglichkeiten stoßen.
Die Geschichte des berühmten „Hofmohren" Angelo Soliman, mythologische Figur der Wiener Stadtgeschichte, einst als Kindersklave gekauft, später Kammerdiener, nach seinem Ende präpariertes Ausstellungsobjekt.
Wie ist es, wenn man mit fünf, sechs Jahren seiner Heimat beraubt wird? Was bedeutet es, für ganz lange Zeit niemandem zu begegnen, der dir gleich ist? Wann hat Angelo wohl aufgehört, sich selbst in seiner Andersartigkeit zu vergessen? Der schöne Film ist die Geschichte eines berührenden Einzelkämpfertums in der Fremde.

Christine Hoffer

Back to the Fatherland

Regie: Kat Rohrer, Gil Levanon.
Falter 2019. Freigegeben ab 6 Jahren.
77 Min. € 14,99

ISBN 978-3-85439-997-1

Schon seit vielen Jahren sind Gil, die Enkelin von Holocaust-Überlebenden, und Kat, die Enkelin eines Nazi-Offiziers, miteinander befreundet. In ihrer Dokumentation „Back to the Fatherland" treffen sie auf Dan und Guy, zwei junge Israelis, die wie so viele ihrer Generation die Heimat verlassen und sich ausgerechnet in Deutschland und Österreich – jenen Ländern, in denen ihre Großeltern verfolgt und ermordet wurden – ein neues Leben aufbauen. Besonders bei Familie und Freunden stoßen sie mit dieser Entscheidung auf Unverständnis. Wie ist es möglich, sich eine Zukunft zu schaffen, ohne die Vergangenheit zu ignorieren? Der Film beschäftigt sich mit der dritten Generation beider Seiten und ihrem Versuch eine eigene Zukunft aufzubauen ohne ihre Vergangenheit zu vergessen.
Es ist ein kluger Dokumentarfilm über Heimat, Familie, Verantwortung und Schuld. Gil Levanon und Kat Rohrer führen einen überaus inspirierenden und durchaus berührenden filmischen Dialog über die Vergangenheit und Zukunft Israels, Österreichs und Deutschlands und über deren gemeinsames Miteinander

Simon Berger

Joy

Regie: Sudabeh Mortezai. Mit Joy Anwulika Alphonsus, Precious Mariam Sanusi, Angela Ekeleme Pius, Christian Ludwig. Falter 2019. 101 Min. € 14,99

ISBN 978-3-85439-996-4

Der Film erzählt die Geschichte einer jungen Nigerianerin, die im Teufelskreis von Menschenhandel und sexueller Ausbeutung gefangen ist. Sie arbeitet in Wien als Prostituierte, um sich von ihrer Zuhälterin, der Madame, freizukaufen, ihre Familie in Nigeria zu unterstützen und ihrer kleinen Tochter eine Zukunft zu sichern. Opfer, Komplizin, Ausbeuterin, die Rollen sind fließend in diesem gnadenlosen System der Ausbeutung. Ein berührender Film.

Simon Berger

Stille Reserven

Regie: Hitz, Valentin, Mit Schick, Clemens; Lauzemis, Lena; Olbrychski, Daniel; Mitterhammer, Marion. Falter 2018. 96 Min. € 14,99

ISBN 978-3-85439-966-7

Der Film spielt in einem dystopischen Wien der Zukunft. Eine neue Art der Klassengesellschaft hat sich durch moderne Technologien und Monopole gebildet. Mit lebenserweiternden Maßnahmen können Menschen im Koma für Rechenleistung oder als Speichermedium verwendet werden. Der wirkliche Tod ist kein Recht mehr, sondern nur durch eine Versicherung eine Gewissheit. Deshalb kämpfen Aktivisten für das Recht der Menschen zu sterben. Ein Mitarbeiter einer dieser Versicherungen soll nun die Pläne einer aufständischen Gruppe untersuchen und wird dabei mit der grausamen Realität dieser Welt konfrontiert.

In dem Film werden futuristische Konzepte verbaut, etwa wie Menschen im Koma als eine Art Computer zu verwenden sind, oder die damit zusammenhängende Todesversicherung. Wie diese Konzepte funktionieren, wird mit Hilfe der persönlichen Geschichten von Vincent, einem Versicherungsangestellten, und Lisa, einer Aktivistin, erzählt.

Die Charaktere sollen zwar von der dystopischen Welt gezeichnet sein, wirken aber eher ein bisschen teilnahmslos. Da aber die Handlung sich sehr auf seine Charaktere verlässt, wirkt auch diese etwas farblos. Die Gestaltung des düsteren Wiens funktioniert dafür sehr gut und wirkt auch an einigen Stellen gut durchdacht. Der Film spielt also in einer interessanten Welt, die leider durch die etwas emotionslosen Charaktere verwässert wird.

Alles in allem ein Film mit guten Ansätzen, aber einer Geschichte die einen eher kalt lässt.

Fabian Wödl

BESTELLSCHEIN, REGISTER.

Stück	Autor, Titel	ISBN	Preis	Seite
	Adamesteanu: Verlorener Morgen	978-3-8477-0404-1	**43,20**	54
	Almstädt: Ostseeangst	978-3-404-17821-6	**10,30**	55
	Andersson: Vom Elefanten, der das Tanzen lernte	978-3-406-73160-0	**17,50**	101
	Angelo	978-3-85439-994-0	**14,99**	118
	Back to the Fatherland	978-3-85439-997-1	**14,99**	118
	Bauer: Der Februaraufstand 1934	978-3-205-23229-2	**29,00**	89
	Beisiegel: Ernst Ludwig Kirchner	978-3-7913-5755-3	**50,40**	100
	Bomann: Agathe	978-3-446-26191-4	**16,50**	55
	Boyle: Das Licht	978-3-446-26164-8	**25,70**	56
	Bronsky: Der Zopf meiner Großmutter	978-3-86484-527-7	**22,50**	116
	Buchmann: Insel der Unseligen	978-3-222-15031-9	**26,00**	89
	Burger: Multikulturalismus, Migration und Flüchtlingskrise	978-3-85449-510-9	**16,00**	93
	Burghart/Hertenberger: Österreichs gefährdetes Kulturerbe	978-3-7142-0055-3	**29,90**	100
	Camilleri: Das Nest der Schlangen	978-3-7857-2627-3	**22,70**	57
	Cardorff: Der Widerspruch	978-3-85476-674-2	**20,00**	94
	Dabrowski: Eine Liebe in New York	978-3-89561-467-5	**18,50**	57
	Defoe: Robinson Crusoe	978-3-86648-291-3	**43,10**	58
	Dimmel/ Schmid: Zu Ende gedacht	978-3-85476-681-0	**20,00**	94
	Dinic: Die guten Tage	978-3-552-05911-5	**22,70**	58
	Dries: Der Kommissar und das Biest von Marcouf	978-3-7466-3453-1	**10,30**	59
	Elsberg: Gier	978-3-7645-0632-2	**24,70**	60
	Fetz/Manojlovic/Putz:Wien	978-3-85256-778-5	**22,00**	96
	Gaiman: Zerbrechliche Dinge	978-3-8479-0655-1	**16,50**	60
	Gerste: Wie Krankheiten Geschichte machen	978-3-608-96400-4	**20,60**	90
	Görtemaker: Hitlers Hofstaat	978-3-406-73527-1	**28,80**	91
	Grill: Wir Herrenmenschen	978-3-8275-0110-3	**24,70**	91

Stück	Autor, Titel	ISBN	Preis	Seite
	Grisham: Das Bekenntnis	978-3-453-27213-2	**24,70**	61
	Hackl: Im Leben mehr Glück	978-3-257-07057-6	**25,70**	96
	Hadler: Hinterm Hasen lauert er	978-3-903144-72-9	**18,00**	62
	Hager: Fünf Tage im Mai	978-3-608-96264-2	**20,60**	63
	Hankel: Ruanda 1994 bis heute	978-3-86674-590-2	**16,50**	95
	Heinichen: Borderless	978-3-492-06147-6	**17,50**	63
	Hustvedt: Damals	978-3-498-03041-4	**24,70**	64
	Hye-Young: Der Riss	978-3-442-75771-8	**18,50**	65
	Indridason: Graue Nächte	978-3-7857-2629-7	**23,60**	65
	Joy	978-3-85439-996-4	**14,99**	119
	Kafka: Das Schloß	978-3-86484-575-8	**28,10**	116
	Kaiser: Rückwärtswalzer	978-3-8398-1718-6	**22,40**	117
	Karsten: Der Untergang der Welt von gestern	978-3-406-73512-7	**27,80**	92
	Kennedy: Süßer Ernst	978-3-446-26002-3	**28,80**	66
	Kepler: Lazarus	978-3-7857-2650-1	**22,70**	67
	Kielinger: Die Königin	978-3-406-73237-9	**25,70**	85
	Kirchmaier: Schnelles Brotbacken für Eilige	978-3-222-14028-0	**20,00**	103
	Konttas: Arme Leute	978-3-903125-26-1	**14,80**	68
	Krien: Die Liebe im Ernstfall	978-3-257-07053-8	**22,70**	69
	Lagrange: Schatten der Provence	978-3-651-02576-9	**15,50**	70
	Lançon: Der Fetzen	978-3-608-50423-1	**25,80**	71
	Lee: Cider mit Rosie	978-3-293-00532-7	**19,60**	71
	Lerchbaum: Wo Rauch ist	978-3-86754-233-3	**13,40**	72
	Lewinsky: Der Stotterer	978-3-257-07067-5	**24,70**	73
	Lienhard: Ich bin die, vor der mich meine Mutter …	978-3-627-00260-2	**24,70**	73
	Maier: Arthur und Lilly	978-3-453-20282-5	**22,70**	86
	Mann: Mephisto	978-3-86484-584-0	**22,50**	117
	Mouratoglou/Carré: Die neue griechische Küche	978-3-8310-3644-8	**25,70**	103
	Müller: Freuds Dinge	978-3-8477-0410-2	**43,20**	97
	Nayeri: Drei sind ein Dorf	978-3-86648-286-9	**24,70**	74
	Nestroy: Über dem Meer	978-3-9920022-0-7	**18,00**	75
	Noll: Goldschatz	978-3-257-07054-5	**24,70**	76

Stück	Autor, Titel	ISBN	Preis	Seite
	Nordby: Kalter Strand	978-3-8392-2425-0	**16,50**	77
	Österle: „Freunde sind wir ja eigentlich nicht“	978-3-218-01162-4	**24,00**	87
	Ottolenghi: Simple	978-3-8310-3583-0	**28,80**	104
	Piper: Rosa Luxemburg	978-3-89667-540-8	**32,90**	87
	Pouchet: Warum die Vögel sterben	978-3-8270-1377-4	**22,70**	77
	Pressl: Andere Sorgen	978-3-7017-1706-4	**20,00**	78
	Publig: Killerkarpfen	978-3-8392-2411-3	**14,40**	79
	Ragde: Die Liebhaber	978-3-442-75786-2	**20,60**	79
	Rossbacher: Steirerrausch	978-3-8392-2414-4	**15,50**	80
	Roth: Die Hölle ist leer – die Teufel sind alle hier	978-3-10-397213-9	**25,70**	81
	Sachslehner/Bouchal: VerSCHLOSSen	978-3-222-13622-1	**27,00**	102
	Salcher: Das ganze Leben in einem Tag	978-3-7110-0164-1	**24,00**	98
	Schäfer-Elmayer: Der große Elmayer	978-3-7110-0178-8	**28,00**	105
	Schmidtkunz: Himmlisch frei	978-3-99001-269-7	**22,00**	98
	Schwab: Atemraub	978-3-903144-74-3	**15,40**	82
	Sedaris: Calypso	978-3-89667-635-1	**22,70**	82
	Sellano: Portugiesisches Blut	978-3-453-43922-1	**15,50**	83
	Steinfest: Der schlaflose Cheng	978-3-492-06148-3	**16,50**	84
	Stille Reserven	978-3-85439-966-7	**14,99**	119
	Wulf: Die Abenteuer des Alexander von Humboldt	978-3-570-10350-0	**28,80**	88
	Zeh: Neujahr	978-3-630-87572-9	**20,60**	84

Bücher SCHAU

Lesen

Hören

Sehen

Österreichische Post AG MZ 02Z031788M
ÖGB-Verlag, Johann Böhm Platz 1, 1020 Wien, Retouren an PF 100 1350 Wien